

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Anna Katterfeld — Wilhelm Ilgenstein

Friedrich Braun

Ein Baumeister Gottes im Schwabenland



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Friedrich Braun

Brauns Name hat noch heute im Schwabenland einen guten Klang. Der Mann, der als Hofprediger und Stadtdekan in Stuttgart eine Leuchte seiner württembergischen Heimatkirche gewesen ist, hat darüber hinaus auch der Diaspora, der Kirche in der Zerstreuung, als unvergessener Tröster, Ratgeber, Helfer und Freund gedient. Wo immer er gewirkt hat mit seinen reichen Geistesgaben, als Prediger und Seelsorger in der Gemeinde, als Führer der Jugend im Süddeutschen Jünglingsbund, vor allem aber als Leiter des Württembergischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung, dessen helfendes Wirken bei der gesamten evangelischen Diaspora in der ganzen Welt zu spüren war. Überallhin kam er mit vollem Herzen und, wo es not tat, auch mit vollen Händen. Immer folgte ein Segen seiner Spur, bis er auf einer Palästinareise, die ihn auch nach Jerusalem führte, am 31. Mai 1904 heimggerufen wurde in das „obere“ Jerusalem.

Das schlichte Lebensbild will das Gedächtnis an einen Menschen wach erhalten, dessen Pilgerlauf schon mit 53 Jahren vollendet war, und der doch Segensspuren hinterließ, die noch heute sichtbar sind.

**Sechs- und siebenundvierzigster Band
der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“**

Friedrich Braun

Ein Baumeister Gottes im Schwabenland

Von
Anna Katterfeld
und
Wilhelm Ilgenstein



BRUNNEN-VERLAG, GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|---|----|
| Vorklang | 5 |
| Der Heimatboden | 6 |
| „Und sie war eine Witwe“ | 12 |
| Im Kampf der Geister und Völker | 18 |
| Lehrzeit im Amt und auf Reisen | 24 |
| Die ersten Aemter | 38 |
| Der Hofkaplan | 47 |
| Im Familien- und Freundeskreise | 57 |
| Von Luther zu Gustav Adolf | 64 |
| Der Bannerträger des Gustav-Adolf-Vereins | 67 |
| Der Stadtdekan | 80 |
| Die Kaiserreise ins Morgenland | 86 |
| „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ | 95 |

Copyright 1953 by Brunnen-Verlag, Gießen

Gesamtherstellung:

Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg (Lahn)

Vorklang

Vor mir liegt ein vergilbtes Blatt, ein Brief, den eine ungelenke Kinderhand vor mehr als 90 Jahren geschrieben. Die Ueberschrift lautet: „Der lieben Mutter zum 9. April des Jahres nach Christo 1859.“ Dann folgt ein feierlicher Glückwunsch an die Mutter, die ihren 37. Geburtstag feiert.

Zwei Tage hat der 8jährige Bub, der den Brief geschrieben, zur Abfassung des Schriftstückes gebraucht. Man merkt es wohl, daß es Mühe und Schweiß gekostet hat. Jedenfalls aber bekommen wir aus dem Briefe einen Eindruck von der reichen Begabung des kleinen Verfassers, auch von seinem warmen, liebenden Kindesherzen.

Es ist Friedrich Braun, der Mann, der als späterer Hofprediger und Stadtdekan eine Leuchte der württembergischen Heimatkirche gewesen ist, aber darüber hinaus der Diaspora, der Kirche in der Zerstreuung in der ganzen weiten Welt, ein unvergessener Tröster, Ratgeber, Helfer und Freund war. „Triefte mir von Segen, dieser Mann!“ Es hat nicht viele Männer in unserer Kirche gegeben, auf die dies Wort des Wandsbecker Boten in dem Maße bezogen werden kann wie auf ihn. Wo immer er gewirkt hat, als Prediger und Seelsorger in der Gemeinde, als Führer der Jugend, unter der er auch noch mit 50 Jahren jung blieb, als Vorstand einer langen Reihe von Vereinen, vor allem aber als Leiter des Württembergischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung, dessen helfendes Wirken bei der gesamten evangelischen Diaspora in der ganzen Welt zu spüren war, überallhin kam er mit vollem Herzen und, wo es not tat, auch mit vollen Händen. Immer folgte ein Segen seiner Spur, bis er auf einem Wege helfender Liebe, der ihn ins irdische Jerusalem führte, schon in frühen Jahren

heimgerufen wurde in das Jerusalem, „das droben ist“.

So haben wir wohl ein Recht, in diesem Büchlein sein Gedächtnis zu erneuern, nicht wegen großer Taten, die er getan, sondern weil er zu denen gehört, „die Glauben gepflanzt und die Liebe gemehrt haben auf Erden“.

„Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen“, heißt es in den Sprüchen Salomos. Ein Segen kann auch in der Erneuerung dieses Gedächtnisses liegen. Und an diesem Segen kann jeder teilhaben, der sich mit unter diesen Segensstrom stellt.

Der Heimatboden

Wem hätten sie nicht das Herz abgewonnen, die alten Schwabenstädtchen, die den Besucher so traulich grüßen! Zu diesen lauschigen Städtchen gehört auch Kirchheim unter Teck, südöstlich von Esslingen. Zwar hatte vor zweieinhalbhundert Jahren ein furchtbarer Brand fast die ganze Stadt vernichtet, aber so mancher romantische Winkel, vor allem die alten Mauern und Befestigungen mit all ihren geheimnisvollen Nischen und Gängen sind geblieben, ein Entzücken für den Freund alter deutscher Vergangenheit.

Hier in diesem freundlichen Ort erblickte Friedrich Braun am 18. November 1850 das Licht der Welt als drittes Kind des Oberpräzeptors — Studienrat würden wir heute sagen — Dr. Johann Friedrich Braun und seiner Frau Thusnelda, Tochter des Oberamtmanns von Stump aus Esslingen. Günstigere Verhältnisse für ein Kinderleben, als sie der kleine Friedrich bei seiner Ankunft auf dieser Erde vorfand, kann es wohl kaum geben. Beide Eltern standen mit ganzer Treue in ihrem irdischen Beruf, aber

waren sich zugleich auch ihrer himmlischen Berufung bewußt. Beide hatten sie eine ungewöhnliche erzieherische Begabung. Vor allem gehörte der Vater zum Urbild jener gottbegnadeten deutschen Schulmeister, denen unser deutsches Volk zum großen Teil seinen geistigen Hochstand verdankte. Von ihm sagt sein Sohn: „Mein Vater war ein Mann von dem tiefsten sittlichen und religiösen Ernst, als Lehrer und Seelsorger vielen zum Segen gesetzt. Als Hausvater widmete er sich den Seinen mit der hingebendsten Liebe, es war ihm eine ernste Pflicht und eine süße Lust, die Stunde, die er von der Berufsarbeit erübrigen konnte, mit seinen Kindern zu verleben, bald ernst belehrend, bald heiter erzählend, an ihren Arbeiten und Spielen teilnehmend. Die Heilige Schrift, in der er selbst lebte und webte, konnte er uns nicht früh genug als Mitgabe fürs Leben auf den Weihnachtstisch legen. Aber auch mit allem, was er nach sorgfältiger Prüfung als gesunde Nahrung erkannte für Verstand, Gemüt und Phantasie des kindlichen Alters, wußte er unsere Kindheit zu verschönern.“

Von seiner Mutter aber äußert er:

„Im Herzen aller, die ihr nahestanden, lebt sie fort als eine Frau von seltenen Gaben des Geistes und des Gemütes, in der ein scharfer Verstand und eine reiche weite Bildung mit herzlicher Frömmigkeit sich vereinte.“

So war es ein Kinderleben, das von der Sonne echter, tiefer Elternliebe überstrahlt wurde. Dazu kam der Geschwisterkreis, der durch eine große Schar munterer Buben ergänzt wurde, Dem Vater lag es bei seiner Liebe zu der Jugend daran, nicht nur Lehrer, sondern auch wirklich **E r z i e h e r** zu sein. Daher nahm er Schüler ins Haus, denen er väterlicher Freund und Führer wurde.

Die ersten Kindheitserinnerungen Friedrich Brauns knüpfen sich aber nicht an Kirchheim, sondern an

Esslingen. Zwei Jahre erst war er alt, als der Vater zum Rektor des Pädagogiums dort befördert wurde.

Kurze Zeit nur sollte das Wirken Dr. Brauns in Esslingen währen, das einen freundlichen Anfang genommen hatte. War Esslingen doch die Jugendheimat der Mutter, wo man einen großen Freundes- und Bekanntenkreis vorfand. Schwere Schatten senkten sich auf das so glückliche Familienleben. Die zarte Gesundheit der Mutter war anscheinend den Anforderungen des großen Haushaltes nicht gewachsen. Sie fing an zu kränkeln. Schließlich entwickelte sich ein schweres Leberleiden, das in kurzer Zeit zu ihrem Tode führte.

So war die so glückliche Familie verwaist.

Die Lage des Witwers mit den vier kleinen Kindern wäre verhängnisvoll gewesen, wenn nicht ein liebendes Herz und helfende Hände bereitgestanden hätten, die Lücke zu füllen. „Der gütige Gott ließ uns auch in diesem Leide seine Freundlichkeit schmecken und schenkte uns einen reichen und vollen Ersatz in der Schwester der Entschlafenen, Emilie, die schon zuvor unserem Hause in hingebender Liebe angehörte, und die nun im Jahre 1855 meinem Vater die Hand zum Ehebunde reichte“, erzählt Friedrich Braun.

Diese zweite Mutter war eine seltene Frau. Ihr ist es gegeben worden, den Kindern eine wirkliche Mutter zu sein und später auch noch den Vater zu ersetzen.

Beide Schwestern, Thusnelda und Emilie Stump, waren von Kind an in herzlicher schwesterlicher Liebe miteinander verbunden, einander in jeder Weise helfend und ergänzend.

Emilie hatte einen Teil ihrer Schulzeit in der Töchterchule in Korntal verbracht und dort früh ihres Herrn Ruf gehört: „Gib mir dein Herz!“ Ihre Ausbil-

dung wurde vollendet im Königlichen Katharinenstift in Stuttgart, wo sie noch einige Jahre mit ihrer Schwester Thusnelda zusammen war. Nach mancherlei Auseinandersetzungen zwischen Emiliens korntaler Pietismus und dem mehr „weltlichen“ Geist des Katharinenstiftes wurde Thusnelda immer mehr in Herz und Gewissen durch das Zeugnis der Schwester erfaßt. Als Thusnelda sich mit Dr. Braun verlobt hatte und ihrer Schwester mit strahlenden Augen erklärte: „Emilie, er denkt ganz wie du!“, war der Bund der beiden Schwestern fürs Leben, aber auch für die Ewigkeit besiegelt.

Nachdem Emilie einige reiche Lehr- und Lernjahre in der welschen Schweiz verbracht, siedelte sie ganz in das Haus von Schwager und Schwester über. Hier war ihre Hilfe dringend nötig. Die wachsende Kinderschar, das Haus voll fremder Buben, die Kränklichkeit der Schwester — alles rief nach tatkräftiger Hilfe.

Vor allem hat Emilie Stumps Liebe und Fürsorge den Kindern der geliebten Schwester gegolten. Bei der langen Krankheit der Mutter waren sie es gewohnt, von ihr gepflegt und umsorgt zu werden, sich in allen Anliegen an die gute Tante zu wenden. So war es für die Kinder nur natürlich, daß sie ihr ein Jahr nach dem Heimgang der Mutter den Mutternamen geben durften. Besonders der kleine Friedrich hat den Verlust der eigenen Mutter wohl kaum mit Bewußtsein empfunden. Mit Liebe, Dankbarkeit und Verehrung ist er immer mit der treuen zweiten Mutter verbunden gewesen.

Tiefer griff das Scheiden der Frau seiner ersten Liebe in das Leben des V a t e r s. Er hatte die Freude am Schulamt, in dem ihn alles an die ersten glücklichen Jahre seiner jungen Ehe erinnerte, verloren und meldete sich zum kirchlichen Dienst. Ihm wurde das Dekanat W e l z h e i m übertragen.

So ging es denn in ein ganz neues Leben, in eine fremde Gegend, in ungewohnte Verhältnisse hinein. Die junge Frau beklagte sich, daß sie nun so weit entfernt vom Verwandten- und Freundeskreise seien.

„Denke nicht, man müsse immer unter Vettern und Basen leben; da, wo der Beruf des Mannes ist, muß auch die Frau glücklich sein“, war die Antwort.

Und glücklich sind sie alle miteinander dort auf der rauhen, waldbestandenen Hochebene nördlich von Schwäbisch-Gmünd gewesen. Ohne die vielen fremden Jungen konnte die Familie viel enger zusammenrücken, konnte einander ganz anders als in dem unruhigen Haushalt in Esslingen gehören. Mit Begeisterung war Frau Emilie Pfarrfrau, vor allem, da sie sich in diesem Beruf so ganz als Gehilfin ihres Mannes fühlte. Beide Eheleute waren sich einig in der Freude am Beruf. Darüber schreibt Emilie: „Der Beruf kann und soll eines Menschen Herz so erfüllen, daß er darin einen Ersatz findet für manches, das er entbehren muß. Er gibt in den oft schweren Fragen des Lebens eine Sicherheit des Handelns, einen Mut des Kämpfens und eine Freudigkeit des Duldens, welche auf anderem Wege kaum zu gewinnen ist. So hat das „Müssen“ neben all seiner Herbigkeit auch seine Süßigkeiten.“

Der neue Beruf brachte auch dem Vater reichlich viel Arbeit, besonders da er sich mit ganzer Treue seiner Gemeinde annahm und ihr unbegrenztes Vertrauen genoß. Aber doch blieb ihm mehr Zeit für die Seinen als bisher. Seine Frau gibt eine erquickende Schilderung von dem Leben im Welzheimer Dekanat unter Leitung dieses seltenen Vaters. Sie schreibt: „Unser lieber Hausvater verband mit seinem großen Ernst eine seltene Heiterkeit, die Mutter und Kinder so erfrischte, daß täglich ein Gefühl der Freude und stillen Befriedigung durch die Herzen zog und ich mir

oft abends sagen mußte: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Am schönsten war es, wenn der Vater abends ins Schlafzimmer kam, wo die Kinder schon zu Bette lagen, und er nun, im dunklen Zimmer auf- und abgehend, den atemlos Zuhörenden die wunderschönen Geschichten bald aus der Bibel, bald aus dem deutschen oder griechischen Altertum mit plastischer Lebendigkeit vor die Augen malte Manchmal erdichtete er eine Geschichte oder ein Märchen, in das er die Verhältnisse oder Erlebnisse des Hauses und die Charakterzüge der Kinder so verwob, daß sie entzückt oder beschämt riefen: „Vaterle, das sind ja wir!“

Neben den Männern und Frauen der Bibel wußte er auch die Kirchengeschichte, vor allem die großen Männer der Reformationszeit, so lebendig vor die Kinder hinzustellen, daß der kleine fünfjährige Heinrich einmal fragte: „Vaterle, ist denn der Luther unser Schwager?“

Wir glaubens der Mutter gern, wenn sie im Rückblick auf die kurzen, sonnigen Jahre ihrer Ehe schreibt: „Ein solch häusliches Glück ist ein Paradies auf Erden.“

Das Glück erfuhr noch eine Steigerung, als im Jahre 1857 ein kleiner Gottlieb erschien, das Entzücken der Geschwister.

Wohl niemand hat in jenen frohen Tagen geahnt, wie kurz das Glück nur währen sollte.

„Mutter, ich möchte nur einmal in einen Kampf für den Heiland gestellt werden, in welchem ich für ihn mein Leben lassen dürfte, um ihm nur ein wenig zu zeigen, wie lieb ich ihn habe“, hatte der Vater einst gesagt. Er wurde beim Wort genommen, wenn auch nicht im unmittelbaren Kampf, so doch im D i e n s t für ihn sollte er sein Leben lassen.

Weihnachten 1858 hatte Tage strahlender Freude gebracht. Sie leuchteten auch noch in die Epiphantias-

zeit hinein. Christus „als das Licht und Leben der Welt“ hatte er seiner Gemeinde mit der Glut eines in der Liebe seines Herrn brennenden Herzens bezeugt. Trotz der Kälte in der Kirche hatte er sich bei der Predigt wiederholt den Schweiß von der Stirn wischen müssen. Beim Verlassen der Kirche kam er in scharfe Zugluft. Eine Lungenentzündung war die Folge. In wenig Tagen führte sie zum Tode. „Erst drüben dürfen wir ruhen, hier nicht.“ Das war seine Losung gewesen. Glaubensstarke, sieghafte Worte sprach er zu den Seinen auf seinem Krankenbett. Mit letzter Kraft hatte er noch seine Hände gefaltet, und mit den Worten des 23. Psalms auf den Lippen ließ er sich vom guten Hirten durchs finstere Todestal führen, das für ihn der Eingang zum Leben wurde.

So sieghaft, so glaubensfroh war sein Sterben, daß es trotz des bitteren Wehs den Seinen war, als stünden sie selbst vor der Pforte des Himmels.

Friedrich Braun war beim Scheiden des Vaters nur wenig mehr als 8 Jahre. Trotzdem hat sein Bild ihn durchs Leben begleitet, und in der Rückschau kann er sagen: „Er hat, obgleich er uns gar frühe ent-rissen wurde, doch tief und nachhaltig auf uns eingewirkt, und auch nach seinem Heimgang wirkte sein Geist noch lebendig in unserem Hause fort, teils durch die reichhaltigen schriftlichen Aufzeichnungen, Predigten und Briefe, die wir als teures Vermächtnis bewahrten und nutzten, teils durch die Erziehung, die unsere liebe Mutter ganz und gar in seinem Sinne uns zuteil werden ließ.“

„Und sie war eine Witwe“

Dieses Wort bitteren Wehs stand nun auch über dem Leben von Emilie Braun. Es ist kaum zu fassen, was das für sie bedeutete. So plötzlich, ohne jede

Vorbereitung war alles gekommen. „Gesund, krank, tot im Verlauf weniger Tage, — das alles ist mir nachher wie ein Traum erschienen“, schreibt sie im Rückblick auf jene schmerzvolle Zeit. „So war ich mit meinen 5 Kindern plötzlich verwaist. Ihnen von diesem Augenblicke an ganz anzugehören, erkannte ich als die mir vom Herrn gestellte Aufgabe; dieser mein Beruf wurde auch zugleich meine Kraft und meine Freude. Ich lernte den lebendigen Gott kennen wie nie zuvor, hielt mich in allen meinen Anliegen fest an ihn, und er hat sich auch in seiner Vater-treue zu uns bekannt“, so kann sie trotz aller Bitterkeit des Witwenschmerzes dankbar rühmen. Die 5 Kinder sind ihr trotz der großen Belastung Trost und Hilfe gewesen. Wie tief sie das Leid mitempfanden, und wie sie sich trotz ihrer Jugend zu Tröstern der Mutter berufen wußten, zeigt unter anderem auch der Schluß des am Anfang erwähnten Briefes des kleinen Friedrich. Da schreibt der 8jährige Bub:

„Gott, der da ist das A und O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte, tröste Dich reichlich in dem schweren Leide, das Dich und uns betroffen hat, durch die herrlichen Verheißungen, die für die Witwen in der Bibel stehen.

Mit diesen Wünschen grüßt und küßt Dich Dein dankbarer Sohn

Friedrich Braun.“

Was nun? Diese Frage trat mit ihrem ganzen unerbittlichen Ernst an die junge Witwe heran. Die Antwort erforderte den Einsatz ihrer vollen Kraft und hat sie wohl auch davor bewahrt, sich vom Leid übermannen zu lassen. Klare Pläne mußten gefaßt werden. Die Witwenpension war gering. Kinderzulagen kannte man damals noch nicht. Die Not stand vor ihrer Tür. Aber Emilie Braun verzagte nicht. Tatkräftig, wie sie war, sah sie sich nach einem

Nebenerwerb um. Ein paar Andeutungen ihres Mannes wurden ihr zum Fingerzeig. Er selbst hatte den Plan gehabt, im Falle seiner Pensionierung wegen der Ausbildung der Kinder nach Stuttgart zu ziehen. Auch hatte er ihr einst geraten, sich im Notfalle wieder der Erziehungsarbeit der Jugend zu widmen, worauf Emilie jetzt mit der Gründung eines Mädchenpensionates zurückgriff.

So sah Emilie Braun nun ihren Weg vor sich.

Die tapfere Frau hat den neuen Auftrag in vorbildlicher Weise erfüllt. Das zeigt nicht nur der Erfolg in der Erziehung der eigenen Kinder, das zeigt auch das Vertrauen, das ihr von den Eltern ihrer Schülerinnen entgegengebracht wurde. Darunter waren nicht nur Töchter der schwäbischen Heimat. Aus dem ganzen deutschen Vaterland, ja selbst aus dem Ausland wurden ihr junge Mädchen zur Erziehung anvertraut, so daß sie Mühe hatte, die Zwölfzahl, die sie sich gesetzt, nicht zu überschreiten.

Einige Monate nach dem Tode des Vaters hieß es, die geliebte Heimat zu verlassen. Im Oktober 1859 begann in der Seidenstraße Nr. 3, wo die Kinder 25 Jahre hindurch ihr geliebtes „Mutterhaus“ hatten, das neue Leben in Stuttgart.

Es ist erstaunlich, daß Friedrich Braun trotz des frühen Verlustes beider Eltern nur von einer durchsonnten Kindheit und Jugend zu erzählen weiß. Mit wärmster kindlicher Liebe und größter Hochachtung hat er immer von der Frau gesprochen, die ihren Kindern als zweite Mutter eine Fülle von Sonne ins Leben gebracht hat. Keine Gelegenheit läßt er ungenutzt, um ihr für „all ihre unerschöpfliche Geduld, ihre Liebe und Treue einen innigen Dank zu sagen“.

Auch das Schuljoch hat Friedrich nicht allzuhart gedrückt. Das Lernen war dem begabten Buben mehr Lust als Last, außer wenn es sich um die leidige Ma-

thematik handelte, mit der er im allgemeinen auf dem Kriegsfuß stand. Und dann die Ordnung und Regelmäßigkeit! Begabten Kindern, die ihre Aufgaben spielend bewältigen, geht es oft so, daß sie sich nicht ohne weiteres in den Ernst des Schullebens finden können und sich über das, was Mühe macht, mit zu großer Leichtigkeit hinwegsetzen.

Vor uns liegen zwei Zeugnishefte. Das eine stammt noch aus der Lateinschule in Welzheim und gibt eine Uebersicht über die wöchentlichen Schulerfolge des kleinen Schülers. Da lesen wir: „Fleiß und Betragen zur vollen Zufriedenheit.“

Aber dann auch: „Die schriftlichen Ausarbeitungen leiden noch immer an dem Mangel der Pünktlichkeit und Reinlichkeit.“

Oder auch: „Friedrich hat in dieser Woche wieder vergessen, die angestrichenen Fehler zu korrigieren, obwohl ihm dieses schon sehr ernstlich als unerlässlich eingeschärft wurde. Auch an Pünktlichkeit im Abschreiben lateinischer Wörter fehlt es.“

Oder auch die Handschrift wird wiederholt getadelt und die Zerstreutheit gerügt.

Andererseits aber wird immer wieder lobend hervorgehoben, daß er sich ernstlich bemüht, seine Fehler zu überwinden. Die Mutter unterstreicht solch ein Lob jedesmal, wenn sie bei der Unterschrift ihres Namens hinzufügt: „Mit Freuden gelesen.“

Das zweite Zeugnisheft stammt aus dem Eberhard-Ludwig-Gymnasium in Stuttgart, der Schule, der Friedrich Braun seine Ausbildung bis zur Reifeprüfung dankt. In den 10 Semestern, die das schmale blaue Heft umfaßt, ist kaum eine Note unter gut. Auch die Platznummern zeigen einen nur selten unterbrochenen Aufstieg. Auf dem 8.—10. Platz unter 34 Schülern hat Friedrich Braun seine Laufbahn im Gymnasium begonnen. Mit dem zweiten Platz in der VI. Klasse schließen die Zeugnisse dieses Heftes. Mit

einem Freunde, der ihm aber in der Mathematik überlegen war, wetteiferte er um den 1. Platz.

Mit etwa 14 Jahren bestand er erfolgreich das Landexamen für das Kloster Schöntal. Nun hätte er hier eintreten sollen, um das Klosterseminar bis zur Reifeprüfung zu besuchen. Aber er war nach einer ernstesten Brust- und Rippenfellentzündung noch erholungsbedürftig. Daher wurde ihm gestattet, noch weiter unter der mütterlichen Pflege zu bleiben und statt des Seminars die oberen Klassen des Gymnasiums zu besuchen. An diese Zeit hat er mit großem Dank gedacht, da er es in diesen oberen Klassen mit besonders tüchtigen Lehrern zu tun hatte.

Wohl noch wichtiger als der Einfluß der Schule wurde für das Werden des jungen Menschen die mütterliche Erziehung. In einem Rückblick auf ihr Leben spricht die Mutter eingehend über die Grundsätze, die sie bei der Erziehung der ihr anvertrauten Jugend leiteten. Wenn sie dabei auch vor allem ihre jungen Pflögetöchter im Auge hat, so ist es doch sicher, daß auch die eigenen Kinder in gleichem Geiste erzogen wurden. Es ist ein Geist tiefen sittlichen Ernstes, aber ohne ängstliche Enge, so daß man wohl das Pauluswort hätte darüber schreiben können: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!“ (Phil. 4, 8).

Wenn die Mutter auch die Zügel ihrer Erziehung recht straff gespannt hielt, so war das Leben der von ihr geleiteten jungen Menschen doch nicht arm an Freude.

Dramatische Aufführungen, fröhliche Gesellschaftsspiele, wie Scharaden, das Stellen lebender Bilder und ähnliches brachten viel Abwechslung.

Und dann die Ferienwanderungen! Nicht alle jungen Mädchen konnten heim. Da wurden denn mit

den Zurückgebliebenen und den eigenen Kindern oft weitere Touren unternommen. Das heimische Schwabenland und der benachbarte badische Schwarzwald wurden durchstreift und bei diesen Wanderungen die Heimatliebe geweckt und gepflegt. Ja, es ging hinauf bis an den Bodensee und sogar über die Grenze in die Schweizer Berge bis hin ins Berner Oberland. In Friedrich Braun erwachte dabei immer mehr seine dichterische Anlage. Manchen Eindruck hat er in fröhlichen Versen festgehalten.

Im Rückblick auf sein Leben, so beim Antritt eines neuen Amtes, betont Friedrich Braun immer wieder, welche Bedeutung die christliche Hausordnung für seine Entwicklung gehabt hat, an der die Mutter unverbrüchlich festhielt. So schreibt sie selbst über die Sonntagsfeier: „Mit gemeinschaftlichem Chorgesang wurde der Tag begonnen. Vom Besuch des Vormittagsgottesdienstes wurde nur aus Gesundheitsgründen dispensiert. Vergeblich kamen die Schulfreunde meiner Söhne, diese zum Vormittagsspaziergang abzuholen. . . . Durch regelmäßige Beteiligung am öffentlichen Gottesdienst lernen unsere Kinder schon frühe, daß sie Glieder der christlichen Gemeinde sind und als solche sich zu erweisen haben. . . Natürlich aber darf auch am Sonntag das Geistliche nicht im Uebermaß der Jugend aufgeladen werden. Es muß Raum bleiben für das Erholungsbedürfnis für Körper und Geist.“

Daß unter dieser treuen und weisen mütterlichen Führung der Zeit des Konfirmandenunterrichtes eine besondere Bedeutung zukam, ist selbstverständlich. Friedrich Braun hat den seltenen Vorzug gehabt, daß er den Unterricht eines geistgesalbten Mannes genoß, dessen Einfluß für sein ganzes Leben bestimmend wurde. Es war der Prälat von K a p f f , einer der Männer, der einen nachhaltigen Einfluß auf die Württembergische Kirche gehabt hat, und dem viele

ihrer Glieder einen Anstoß zu einer „ewigen Bewegung“ danken. Schon die Mutter hat ja während ihrer Schulzeit in Korntal, als Kapff dort Pfarrer war, unter seiner seelsorgerlichen Führung gestanden, für die sie ihr Leben lang dankbar gewesen ist. Der Sohn aber bezeugt: „In geistlicher Beziehung hatte ich besonders viel dem seligen Prälaten von Kapff zu danken. In den Konfirmandenunterricht, den ich bei ihm besuchte, legte er die ganze Treue des Seelsorgers und die ernste Liebe eines Vaters, und stets hat er mir später seine väterliche und, wo es not tat, mahnende und warnende Teilnahme bewahrt. Für so viele Samenkörner christlicher Erkenntnis und christlichen Lebens, die er in die jungen Herzen streute, sage ich ihm für meinen Teil innigen Dank. Der Herr lohne ihm drüben seine Treue und erfülle an ihm das Wort: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, wie die Sterne immer und ewiglich!“

Im Kampf der Geister und Völker

Die Schulzeit war beendet. Das Abitur mit Auszeichnung bestanden, beim Festakt die aus tiefstem Herzen kommende Dankesrede an die Lehrer auch im Namen der übrigen Abiturienten gehalten, und nun lag vor Friedrich die eigentliche Berufsausbildung. Die Berufswahl war nicht schwer. Kurz nach seiner Konfirmation hatte er, wie wir sahen, das Landexamen gemacht, das ihm die Aufnahme ins Kloster Schöntal öffnete. Trotzdem hat er eine Weile geschwankt, ob er sich nicht dem höheren Lehramt zuwenden sollte. Der Lehrberuf war sowohl in der väterlichen wie in der mütterlichen Familie Tradition. Zeitweilig hatte er daran gedacht, das theologische und philosophische Studium miteinan-

der zu verbinden. Aber bei seiner großen Gewissenhaftigkeit sagte er sich, daß jedes Fach einen vollen Einsatz erforderte. So entschied er sich für die Theologie, zu der es ihn seiner innersten Anlage nach vor allem zog.

Es gibt wohl keine deutsche Landeskirche, die in so gewissenhafter und vorbildlicher Weise für ihren theologischen Nachwuchs sorgt wie die württembergische. Vor allem ist es das Tübinger Stift, das seit Jahrhunderten den zukünftigen Dienern der Kirche nicht nur eine Heimstätte für die Studienzeit geboten hat, sondern wo sie durch die „Repetenten“ auch Wegweisung und Unterstützung bei der Arbeit finden konnten. Die Zahl der bedeutenden Männer in der Kirche Württembergs, die mit Dank auf die Zeit im Tübinger Stift zurückblicken, ist kaum zu übersehen.

Friedrich Braun hatte den Vorzug, den eigenen älteren Bruder Paulus, mit dem er sein Leben lang in herzlicher brüderlicher Liebe und christlicher Gemeinschaft verbunden gewesen ist, als Repetent zur Seite zu haben.

Nachdem Friedrich Braun das Konkurrenzexamen glänzend bestanden hatte, hielt er im August 1868, also mit noch nicht vollen 18 Jahren, seinen Einzug in das altberühmte Stift.

So schien sein Weg für die nächsten Jahre vorgezeichnet. Und doch war er nicht gradlinig. Es war damals eine bewegte Zeit. Schon unter den Gymnasiasten der Oberklassen waren die Wellen hochgegangen. Ein großer Teil der jungen Leute, vor allem der Nichttheologen, stand auf einem damals immer mehr um sich greifenden materialistischen Boden. Viele schworen auf Büchners „Kraft und Stoff“, worin jede Einwirkung des Geistes auf die Erscheinungen des Menschenlebens geleugnet wurde. Es war zu heißen Geistesschlachten gekommen. Friedrich

Braun hatte der Ueberzahl gegenüber ruhig und mannhaft seinen christlichen Standpunkt gewahrt, was ihm die Achtung seiner Kameraden eintrug. „Den Banden der Kameradschaft und Freundschaft taten diese, wenn auch noch so hitzigen Debatten nie den geringsten Eintrag; auch hier zeigte sich im Jüngling schon der Keim des Mannes, der es in so großartiger Weise verstanden hat, fremde Standpunkte, auch abweichender Art, objektiv zu würdigen und sachliche Gegensätze nie zu persönlichen Differenzen sich verschärfen zu lassen.“ So urteilt ein Mann, der Braun jahrelang nahegestanden hat.

Auf der Universität waren die Kämpfe, die es auszufechten galt, anderer Art, wenn auch nicht weniger tiefgreifend. Die Gegensätze zwischen einer offenbarungsgläubigen Theologie, die sich unter das Wort stellte, wie Tobias Beck, „ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt“, sie vertrat, und einer Richtung, der das Wort Gottes nur Gegenstand zersetzender Kritik war — wir nennen nur die Namen Ferdinand Christian Baur und David Friedrich Strauß —, spitzten sich immer mehr zu. Bei der Abneigung der Schwaben gegen jede Halbheit und ihr Bestreben, ihre Ueberzeugung bis zu den letzten Folgerungen zu vertreten, wurden die theologischen Meinungsverschiedenheiten oft mit großer Schärfe ausgefochten. Friedrich Braun äußert darüber: „Die Schwierigkeiten des theologischen Studiums gerade in der Gegenwart, wo eine so unglaubliche Verwirrung der Geister herrscht und den Jüngling so schwer einen festen Grund und Boden finden läßt, machten sich auch mir sehr fühlbar; doch darf ich Gott danken, daß er mir aus dem Wirrwarr menschlicher Ansichten und Gegensätze immer klarer sein Evangelium als helles Licht entgegenleuchten ließ, das ich je mehr und mehr als das einzig wahre Licht der

Welt und als ein befreiendes Licht auch für mein Herz und meinen Geist erkennen durfte.“

Nach ernster Ueberlegung des Für und Wider trat er im Dezember 1868 der Verbindung „Normannia“ bei. Hier herrschte ein anderer Geist als in den meisten studentischen Verbindungen damals. „Die Normannia pflegte in ihrem Gesellschaftsleben auf durchaus sittlicher Grundlage eine gesunde Mischung von Ernst und Scherz, die dem für alles Edle und Schöne begeisterten jungen Manne zusagen mußte“, schreibt ein heute noch lebender „Alter Herr“ der Normannia.

Die Jahre, in denen Friedrich Braun der Verbindung angehörte, sind die Blütezeit der Normannia genannt worden. Darüber äußert ein Zeitgenosse: „Was er mit seinem offenen, goldenen, sonnig-heitern Gemüt und seinem für Freundschaft erglühenden Herzen für seine Freunde gewesen, das steht in den Annalen der Normannia geschrieben. . . . Erwähnenswert ist, daß er nicht bloß der Empfangende, sondern noch mehr der Gebende war; es verging in manchem Semester kaum einer der zwei wöchentlichen Gesellschaftsabende, ohne daß er seine Freunde mit einer liebenswürdigen Gabe seiner Muse erfreut hätte.“

Es ist damals für die studentische Jugend nicht leicht gewesen, die Gedanken beisammen zu haben und sich aufs Studium zu konzentrieren. Noch im Gymnasium hatte Friedrich Braun das Jahr 1866 erlebt. Die Ereignisse hatten tief aufwühlend auf die jungen Männer gewirkt.

Vor allem aber drängte es Friedrich Braun zur Tat. Es kam der Krieg 1870. Ganz Deutschland stellte sich hinter Preußen; auch das Schwabenland blieb nicht zurück. Die studentische Jugend wurde von einer mächtigen Begeisterung erfaßt. Friedrich war einer der Begeistertsten. Gar zu gern wäre er mit anderen

Kameraden in die Reihen der Freiwilligen eingetreten. Aber die Mutter war dagegen, und für Friedrich war es keine Frage, daß er sich ihrem Wunsche fügen mußte. So stellte er sich wenigstens mit einer Anzahl anderer junger Theologen als freiwilliger Krankenpfleger zur Verfügung.

Die Wirklichkeit des Krieges sah sehr anders aus, als die jungen Männer, die in flammendem Idealismus hinausgezogen waren, es sich gedacht hatten. Wenn sie auch nicht die Waffe führten, so lernten sie doch auf den Schlachtfeldern und in den mangelhaft eingerichteten Feldlazaretten das abschreckende Gesicht des Krieges kennen, sahen die namenlosen Qualen der Todwunden, das bittere Leiden der Sterbenden.

Einen Eindruck von der Augenblicksstimmung jener Zeit gibt eine Karte an die Mutter aus Bonçouville vom 30. August: „Heute nacht ununterbrochen marschiert von 12 Uhr bis früh sechs Uhr; es ist uns angekündigt, daß heute oder morgen ein größeres Gefecht stattfinden soll, und da wird unsere Arbeit beginnen. Gräßlich, und doch Gottlob, endlich können wir etwas wirken und hören auf, freiwillige Marschierer zu sein. Die Strapazen der letzten Tage waren bedeutend, große Märsche, völlige Direktionsveränderung . . . Ein Paar weite Stiefel wären erwünscht.“

Im Rückblick aber auf jene entscheidungsschwere Zeit schreibt er: „Ich machte als Glied des studentischen Sanitätskorps jene großen Märsche, die die deutsche Südarkmee in plötzlicher Schwenkung an die belgische Grenze führte, glücklich durch. Ich war Augenzeuge des großen Gottesgerichts von Sedan und hernach selbst auf jenem ungeheuren Schlachtfeld voll Blut und Schrecken im Dienste des Friedens tätig. In den folgenden Wochen hatten wir das Feldspital zu Donchery bei Sedan zu besorgen.“

Friedrich Braun hat ein ernstes Opfer bringen müssen. Es wäre fast das Opfer des Lebens geworden. Infolge der Ueberanstrengung, der mangelhaften Verpflegung und sonstigen gesundheitlichen Verhältnisse erkrankte er schwer. Mit weitem Umweg über Belgien kehrte er nach mühevoller Reise nach Stuttgart heim. Der Arzt stellte einen schweren Typhus fest. Was mütterliche Liebe und Aufopferung bedeuteten, erfuhr er wieder in den nun folgenden schweren Krankheitswochen. Er wurde unter dieser Pflege wiederhergestellt. Freilich ist es wohl etwas zuviel gesagt, wenn er in jugendlicher Freude über die verhältnismäßig schnelle Genesung versichert, daß „nicht eine Spur von Schwäche zurückblieb“. Auf die Unterleibsorgane hat er von da an immer Rücksicht nehmen müssen. Auch lag hierin wohl mit die Ursache seiner letzten Krankheit, die zu seinem frühen Heimgang führte.

Die Erlebnisse der Kriegsmonate waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Trotz seiner Jugend hatte der erschütternde Ernst des Krieges ihn innerlich weit über seine Jahre gereift. Sieben seiner nächsten Kameraden waren gefallen, darunter auch sein Herzensfreund Gustav Müller, sein „Nebenbuhler“, der ihm wiederholt den ersten Platz im Gymnasium streitig gemacht hatte. Dieser Wettstreit hatte aber der Freundschaft keinen Abbruch getan, sondern sie eher noch vertieft und befestigt.

Noch war das ersehnte Deutsche Reich nicht gebaut, als Friedrich Braun nach all dem erregenden Erleben schon wieder mitten in seinen Studien steckt. Im Frühjahr 1873 bestand er mit Auszeichnung die erste theologische Prüfung und verließ die Hochschule, wie er schreibt, „voll Dankes für alles, was ich dort empfangen hatte, voll Dankes gegen Gott, dessen verzeihende, behütende und fördernde Gnade ich im Blick auf jene Jahre besonders rühmen muß,

aber auch mit freudiger Begierde, nun selber in ernster Berufsarbeit Gott und den Brüdern zu dienen“.

Lehrzeit im Amt und auf Reisen

Vom Studenten zum Vikar — einer der ernstesten Schritte, den der junge Diener der Kirche zu tun hat. Bisher stand das Leben unter dem Zeichen des Aufnehmens, Lernens, Verarbeitens; jetzt heißt es, die ersten tastenden Schritte ins Amt tun, das Erarbeitete weitergeben, es praktisch ins Leben umsetzen. So mancher junge Theologe hat dabei den Eindruck gehabt, daß jetzt erst das eigentliche Lernen beginnt. Aber wie selten ist ein geeigneter Lehrmeister! Emil Frommel hat den Titel „Hilfsprediger“ als „ein Prediger, dem geholfen werden muß“, umschrieben. Doch sehr viel öfters ist's wohl so, daß er selbst gleich mit dem Helfen beginnen muß und doch noch gar so sehr hilflos ist!

Friedrich Braun hatte das Glück, daß sich in seiner ersten Vikariatszeit beides harmonisch verband: die Hilfe, die von ihm erwartet wurde, und die andere, die er selbst empfing.

Seine Bestimmung lautete: **Leonberg**, die kleine Amtsstadt, nordwestlich von Stuttgart. Der alte zweite Pfarrer der Gemeinde, zu dessen Hilfsprediger er ernannt worden war, konnte sein Amt nicht mehr versehen. So wartete gleich eine volle pfarramtliche Tätigkeit auf den erst 22jährigen Vikar. Da hätte es ihm wohl bange werden können, wenn er im andern Seelsorger der Gemeinde, dem Dekan Lamparter, nicht einen verstehenden Helfer gefunden hätte, unter dessen väterlicher Leitung er die ersten Schritte ins Amt tun konnte. „Nun wollen wir zuerst einmal zusammen beten!“ Diese Aufforderung des Dekans beim ersten Besuch des jungen

Hilfspredigers im Dekanat hat Braun ihm nie vergessen. Von Anfang an war so eine lebendige Gemeinschaft hergestellt. Von Anfang an hatte das Wirken in der Gemeinde die rechte Grundlage, war es an die lebenspendende Kraftquelle angeschlossen.

Nachdem Friedrich Braun am 8. April 1873 das Amt in Leonberg angetreten hatte, wurde er am 14. April von Dekan Lamparter ordiniert. Er fand hier offene Häuser und Herzen. Leonberg war einer der Mittelpunkte des schwäbischen Pietismus. Der Leonberger Bürgermeister Gottlieb Wilhelm Hoffmann war die treibende Kraft bei der Gründung der Gemeinde Korntal gewesen. Der eine seiner Söhne wurde Missionsinspektor in Basel und später als Generalsuperintendent in Berlin Seelsorger des frommen Königs Friedrich Wilhelm IV. Der andere Sohn gründete die Tempelgesellschaft und wanderte mit einer Reihe schwäbischer Familien nach Palästina aus. Auch die Familie Josenhans, aus der der bedeutende Inspektor und Neuorganisator der Basler Mission stammte, war in Leonberg daheim. Pietismus und Mission waren die Hauptanliegen eines großen Teils der Gemeinde. Da ist es zu verstehen, mit welcher Freude der junge Vikar, der mit Kraft und Freudigkeit das reine Evangelium predigte, aufgenommen wurde, aber auch, wie bedeutsam es für ihn war, daß er seine ersten Schritte ins Amt in einer so lebendigen Gemeinde tun durfte. Obwohl seine Wirksamkeit in Leonberg nur ein halbes Jahr währte, so ist er doch sein Leben lang in Liebe und Dankbarkeit mit der Gemeinde verbunden geblieben.

Jugend zieht es in die Ferne. Erst recht einen jungen Mann, der wie Friedrich Braun aufgeschlossen war für alles, was den Blick weiten und das innere Leben bereichern konnte, aufgeschlossen für alles, was ihn zu seinem Dienst an der Kirche und ihren Gliedern tüchtiger machen konnte. Ein neunmonati-

ger Urlaub, um den er nachgesucht hatte, wurde ihm gewährt. Ein Reisestipendium ermöglichte die geplante Studienreise. Sie war für den Schwaben um so wichtiger, als er seine gesamte Studienzeit als Stiftsstudent in Tübingen verbracht und nicht, wie es anderswo meist üblich ist, die Hochschule gewechselt hatte.

Mit dem nur wenig älteren Studienfreunde Gotthold Knapp, dem jüngsten Sohn des Dichterpfarrers Albert Knapp, wurde am 1. Oktober 1873 die Reise angetreten. Sie führte zunächst nach Berlin. Es waren die Jahre des fast unglaublichen Aufstiegs der jungen Reichshauptstadt. Sie stand nicht nur im Mittelpunkt des politischen und wirtschaftlichen Interesses, auch im geistigen Leben flutete hier ein voller Strom, der allerdings auch sehr viel t r ü b e Wasser führte und die Ansätze zu den kommenden Katastrophen zeigte.

Auf theologischem und kirchlichem Gebiet stand damals eine Reihe bedeutender Männer auf Katheder und Kanzel. Hier zu lernen, war vor allem das Ziel der beiden jungen Schwaben. Was sie in diesen Monaten gewonnen, blieb bedeutsam für ihr ganzes Leben. Ueberall fanden sie weit offene Türen. Beziehungen aus der schwäbischen Heimat wurden erneuert; neue wertvolle angeknüpft. Knapp war umsonnt vom Ruhme seines Vaters, des geschätzten Liederdichters. Braun eroberte durch seine herzgewinnende Liebenswürdigkeit und „seine sprühenden geselligen Gaben überall die Herzen im Flug“. Schon damals zeigte sich sein seltenes Talent, auch in einem scheinbar auseinanderstrebenden Kreise etwas Gemeinsames zu finden und schließlich ein Band um die ganze Gesellschaft zu schlingen. Diese Gabe ist in späteren Jahren eines der Geheimnisse seiner Erfolge in seiner ausgedehnten Wirksamkeit in Ver-einen verschiedenster Art gewesen.

Von seiner Reise hat er eine erstaunliche Fülle tagebuchartiger Briefe geschrieben. Wenn sie auch in erster Linie an die Mutter gerichtet waren, so hat doch der ganze Familien- und Freundeskreis teil daran gehabt. Sie geben noch heute, soweit sie erhalten sind, nicht nur einen lebendigen Eindruck vom übersprudelnden Leben, das in dem jungen Schwaben pulste und ihn alles mit offenen Augen und Ohren aufnehmen ließ, was es irgend zu sehen und zu hören gab, sondern lassen uns auch wertvolle Blicke tun in das Leben der aufstrebenden Reichshauptstadt, wie es sich damals an der Grenze zwischen dem alten bodenständigen Berlin und der neuen Weltstadt mit ihren betrübenden Erscheinungen und Entwicklungen abspielte.

Wir begleiten die beiden jungen Männer auf ihren Wegen durch die Erlebnisse einer vorweihnachtlichen Dezemberwoche.

Am Morgen haben sie am Adventsgottesdienst des „Kanzelkönigs“ Brückner teilgenommen, eines der bedeutendsten Berliner Pfarrer. Die Predigt ist nicht nur eine schöne Rede, sondern eine wirkliche Adventsbotschaft gewesen und klingt weiter in den Herzen nach.

Angeregte Nachmittagsstunden werden bei einem alten Pastor i. R. Liebetaut, einem Freunde von Albert Knapp, verbracht. Der Gastgeber ist ein begeisterter Sammler aller nur denkbaren naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten. In seinem Sammelleben hat er halb Europa großenteils zu Fuß meist gemeinsam mit seiner Frau durchwandert und die merkwürdigsten Schätze mit heimgebracht.

„Nach einem äußerst vergnügten Nachmittag“, erzählt Braun weiter, „besuchte ich die Bibelstunde in der amerikanischen Kapelle mit einem sehr lieben Amerikaner aus dem Melancthonhaus.“ Dort hatten die beiden jungen Leute ihre Wohnung.

„Da saßen Herren und Damen, sichtlich der feinsten Gesellschaft, und durchsprachen miteinander eine Bibelstelle, diesmal den Taufbefehl. Der würdige Reverend saß auf einem Fauteuil und gab stets die Aufklärungen und Bemerkungen, deren man bedurfte. Auch die Damen sprachen mit, aber durchaus nicht emanzipiert, sondern sie richteten ganz bescheidene Fragen an den Reverend . . .“

Am Montag heißt's tapfer englisch lernen. Abends Beisammensein mit einigen Freunden, über das er das Motto setzt:

„Da hatten drei Gesellen ein fein Kollegium.“

Am Dienstag wird ein Kolleg gehört und mit dem Freunde Knapp eine Entdeckungsreise in den Osten Berlins gemacht. Die hügelige Landschaft erfreut die Augen, die vom Anblick der ungewohnten endlosen Ebene ermüdet sind.

Der Abend gehört einer Einladung von Professor Dorner, einer der ersten Berliner theologischen Größen. Natürlich ist der Stuttgarter Gast erfreut, als er vom verehrten Hausherrn als „unser Vetter“ vorgestellt wird. „Irgendeine verwandtschaftliche Beziehung von Adams Zeiten her wird sich wohl immer finden lassen.“

Fast heimatlich mutet es die beiden Reisenden an, als sie einen Abend der gleichen Woche bei Professor Zeller, einem ihrer einstigen Tübinger Lehrer, den sein Weg nach Berlin geführt, verbringen dürfen.

Der Mittwoch gehört einem „großen Kolleg, an dem — Braun nennt eine lange Reihe hochgelehrter Herren — ihre Wissensströme auf unser Haupt vereinigt fließen lassen“, wie er humorvoll bemerkt.

Nach weiteren reichen Berliner Tagen, in denen auch tüchtig wissenschaftlich gearbeitet wird, geht es nach dem „lieben Potsdam“, wo sie in einem Freundseshause mit offenen Armen erwartet werden. Es folgt eine Einladung für die ganze Weihnachtszeit,

„und zwar so herzlich, so dringend, daß ich es mit großer dankbarer Freude annahm; um so lieber, da Knapp auch von Berlin weggeht zu seinen Verwandten nach Braunschweig.“

Der Brief schließt in fröhlichem Scherzton: „Und nun lebet wohl! Heget eine recht fröhliche, unge-
trübte Weihnachtsstimmung und gebet derselben auch durch fröhliches Springerle-Weinbacher-Gebäck den entsprechenden Ausdruck! Zum Heiligen Abend kommt jedenfalls ein Brieflein von mir.“

Die letzten Wochen in Berlin ziehen mit überreichem Inhalt im Fluge dahin. Immer größer wird der Kreis der Bekannten, die ihm teilweise zu lebenslangen Freunden werden. So hat er in dieser Zeit auch eine erste Berührung mit Hofprediger Emil Frommel. Die erste Predigt, die er von ihm hört, macht ihm tiefen Eindruck. Während einer Abendgesellschaft begegnet er Frommel zum ersten Male. Persönlich ist er ihm damals noch nicht nähergetreten und hat sicherlich nicht geahnt, welch eine herzliche Freundschaft ihn, den viel Jüngeren, mit dem damals schon weitbekannten Mann verbinden sollte. Im Rückblick auf den Eindruck, den Frommel auf ihn gemacht hat, schreibt er:

„Wenn in vielen Fällen Schriftsteller und Menschen weit auseinandergehen und das Kennenlernen des Menschen Enttäuschungen bereitet, so ist es bei Frommel umgekehrt gewesen. Der Mensch gab noch mehr, als der Schriftsteller versprach. Es ist nicht zuviel gesagt, daß Frommel eine hinreißende Persönlichkeit war. Die Fülle von Geist und Liebenswürdigkeit, die ihm eignete, wurde jedoch nicht zucht- und planlos ausgegossen, sondern stand im Dienst eines durchgebildeten, selbstlosen Charakters und eines kraftvollen, gegen die eigene Person strengen Willens. Freude ist keine Stimmung, son-

dern eine Tugend, hat er einmal gesagt. Ueble Laune hielt er für eine große Sünde . . . Wer von Frommel bloß das Bild des glänzenden Redners in großer Versammlung, des geistsprühenden Plauderers, des Meisters der Geselligkeit festhält, der hat zwar ein Stück von ihm erfaßt, aber lange nicht das beste.

Das Beste war die Fülle seiner Lebensbeobachtungen und Lebensweisheit, Herzengüte und zartsinniger Behandlung, die er in freundschaftlichem und seelsorgerlichem Verkehr zu spenden wußte, und zwar Menschen jeder Alters-, Standes- und Bildungsstufe. Insbesondere war er ein Tröster ohne gleichen. Aber auch das Salz fehlte keineswegs.“

So liegt schon in dieser ersten Begegnung der beiden in vielem innerlich verwandten Männer ein kommender Reichtum verborgen. Nicht nur Braun hat für Frommel eine verehrungsvolle Liebe und Freundschaft gehegt; auch sein „Bräunle“, wie Frommel den jüngeren Freund gern nannte, hat einen festen Platz in seinem Herzen gehabt.

Auch noch andere bleibende Eindrücke durfte Braun in den letzten Berliner Wochen aufnehmen. Da war vor allem der Einblick in die Innere Mission. Wiederholt besuchte er das Diakonissenhaus Bethanien, das ihm einen unvergessenen Anschauungsunterricht im gesegneten Dienst der Schwestern gab.

Das neuerbaute Berliner Missionshaus lenkte seinen Blick über die Arbeit der heimischen Basler Mission hinaus.

In dem von Friedrich Wilhelm IV. gestifteten und von Hofprediger Hoffmann nach Tübinger Muster eingerichteten Domkandidatenstift wurde die Kapelle eingeweiht. Auch die beiden schwäbischen Kandidaten durften daran teilnehmen.

Die Erwähnung im Brief, daß das Domkandidatenstift ganz in der Nähe des Abgeordnetenhauses liegt,

gibt Braun Gelegenheit, auf die erbitterten Kämpfe zwischen dem Zentrum und dem Liberalismus zu kommen, von deren Würdelosigkeit und Gehässigkeit er selbst bei gelegentlichen Besuchen im Parlament einen Eindruck gewonnen hat. Er schreibt: „Ich glaube, daß die katholischen Führer mit wirklicher Ueberzeugung kämpfen für eine von ihnen für gut und heilig gehaltene Sache, und kann deswegen nicht in den Hohn einstimmen, mit dem die hiesige Presse sie behandelt. Auch in den Theatern werden sie heruntergezogen. Als wir im Dezember bei Kroll im Weihnachtsstück waren, kam z. B. ein Couplet vor, in dem ein Vers hieß:

„Das Gesetz der Zivilehe, wie man so spricht,
die Schwarzen im Zentrum, die wollen es nicht.
Die Kerls leben alle im Zölibat.

Was versteht denn der Bauer vom Gurkensalat?“

Aber nicht nur der Ultramontanismus, sondern das ganze Christentum wird hier von der liberalen Partei derart angegriffen, daß jetzt der Redakteur des feinsten hiesigen Literaturblattes der Gegenwart, Dr. Paul Lindau, wegen Gotteslästerung vom Staatsanwalt verklagt ist.“ . . . Braun schließt seine Ausführungen, nachdem er einige der fraglichen Sätze Lindaus wiedergegeben, mit dem Ausruf:

„Ist das nicht teuflisch?“

Diese Berliner Eindrücke haben sich ihm unauslöschlich eingepreßt und nicht zum wenigsten mit dazu beigetragen, daß er später trotz seines sonnigen Optimismus in großer Sorge war über die Zukunftsentwicklung unseres deutschen Volkes, eine Sorge, die er mit vielen weitblickenden Männern unserer Kirche teilte, wie Stöcker, Bodelschwingh, Emil Frommel und manchen andern.

Braun hat nicht zu schwarz gesehen. Am 1. Oktober 1874 war das Zivilstandsgesetz in Kraft getreten. Ein massenhafter Abfall von den kirchlichen Ord-

nungen war die Folge. Achtzig von hundert Ehepaaren in Berlin ließen sich nicht einsegnen, fast die Hälfte der Kinder wurde nicht zur Taufe gebracht. Mit Jubel begrüßte eine radikale Zeitung diese Zahlen und schrieb: „Hurra, die ersten 13 000 Heiden in Berlin!“ Als die Statistik im Jahre 22 000 ungetaufte Kinder ergab, nannte ein Blatt dies „eine erfreuliche Tatsache“.

Die Sorge Brauns wurde noch vertieft durch den Eindruck, den er in Berlin von der verhängnisvollen Entwicklung der sozialen Frage gewann. An einem der letzten Sonntage dort besuchte er eine ungeheure sozialdemokratische Volksversammlung. „Ich war nun mitten unter lauter Genossen. Ich gestehe, daß es mir unter den zum Teil unheimlichen Gestalten nicht ganz sorgenfrei zumute war; ich habe aber keine Keile gekriegt und keine blauen Male davongetragen, sondern nur etliche Flugblätter und Broschüren, z. B. „Die rote Laterne“, über deren wilden Flammenschein man lachen müßte, hätte die Sache nicht ihre ernste Seite. Ich kann gar nicht sagen, wieviel ich meinem Berliner Aufenthalt für das Verständnis der sozialen Frage verdanke, besonders aber den vortrefflichen Kollegs darüber von Professor (Adolf) Wagner.“

Tiefer noch sollten die Eindrücke über den brennenden Charakter der sozialen Frage in England werden. Er erkannte deutlich, daß die Kirche an ihr nicht vorübergehen dürfe, ja daß jeder einzelne Christ zur tätigen Stellungnahme darin berufen sei. Einige Jahre später sagt er darüber bei seiner Einführung in Esslingen: „Ein mehrmonatiger Aufenthalt in Berlin und London ließ mich tiefe Blicke tun in das Leben der Großstädte mit ihren Licht- und Schattenseiten, mit ihren reichen Geistesschätzen, Kunst- und Industrieprodukten, aber auch mit ihrem oft grenzenlosen Elend und der grauenvollen sitt-

lichen und religiösen Verwilderung vieler Volkskreise. Es klärte und festigte sich mir hier die Ueberzeugung, daß nur die Kraft der christlichen Wahrheit und der christlichen Liebe imstande sei, die Notstände auf geistigem und materiellem Gebiet zu überwinden. Was in Deutschland besonders von Seiten der Inneren Mission und in noch viel größerem Maßstab in England nach dieser Richtung geschieht, erweckte meine lebhafteste Teilnahme, brachte mir aber auch zum Bewußtsein, wieviel noch zu helfen und zu tun übrigbleibt, um Zufriedenheit, Arbeits-tüchtigkeit, sittliche Zucht und christlichen Glauben in weiten Kreisen aufzurichten, und wie an dieser Aufgabe, der wichtigsten der Gegenwart, sich die Staaten, die Gemeinden, die einzelnen Christen und besonders die mit irdischen Gütern gesegneten mit aller Einsetzung ihrer Kraft zu beteiligen haben. — In diesem Sinne nahm ich meine Stellung zu der sozialen Bewegung, die damals stürmische Wellen zu schlagen begann. Daß sie nicht durch wissenschaftliche Widerlegung und nicht durch äußere Gewaltmittel, sondern nur durch den Tatbeweis des Christentums im Geiste und in der Kraft wirklich überwunden werden könne, ist meine heiligste Ueberzeugung.“

Wenn Friedrich Brauns eigentlicher Lebensauftrag auch auf andern Gebieten des kirchlichen und christlichen Lebens liegen sollte, so ist er für die soziale Frage immer weit aufgeschlossen geblieben und hat sein Leben lang gesucht, „den Einblick in die sozialen Zustände und Mißstände durch weitere Studien zu vervollständigen“. Vor allem aber hat er, wo sich ihm Gelegenheit bot, nicht nur durch das Wort, das ihm in seltener Weise zur Verfügung stand, sondern auch durch großzügig helfende Tat an ihrer Lösung mitzuarbeiten gesucht. Das ist auch von sozialdemo-

kratischer Seite, die damals noch in scharfem Gegensatz zur Kirche stand, ehrend anerkannt worden.

Die Reise von Berlin nach London ging nicht gerade auf direktestem Wege. Die Ziele waren weit gesteckt. Unter anderem ging es auch nach Wittenberg, um die Lutherstätten zu besuchen. Hier kommt er im Predigerseminar in einen Geburtstagskaffee und wird von den „Brüdern“ — wie die Kandidaten im Augustinerstift genannt werden — „mit wahrhaft überwältigender Herzlichkeit aufgenommen“. Den tiefsten Eindruck macht ihm der alte 80jährige Direktor Dr. Schmieder.

„Selten habe ich von einem Manne einen so gesegneten Eindruck bekommen“, schreibt er. „Ganz geistesfrisch, bei aller lutherischen Entschiedenheit human und fein . . . Als ich am nächsten Morgen mit ihm von der Kandidatenpredigt um neun Uhr in der Schloßkirche zurückkehrte, sagte ich: ‚Aber Herr Oberkonsistorialrat, war es Ihnen um acht Uhr denn nicht zu kalt, um schon auszugehen?‘ Er antwortete lächelnd: ‚Ja, dem Fleische nach wäre ich freilich viel lieber zu Hause geblieben. Aber das durfte ich nicht.‘ Welches Pflichtbewußtsein für einen 80jährigen Mann!

Sein erstes Wort, als ich mich ihm vorgestellt hatte, war: „Ach was, Sie sprechen ja gar nicht schwäbisch! Sie müssen ganz anders schwäbisch sprechen!“

Und endlich L o n d o n ! Wir können uns denken, wie überwältigt ein so aufnahmefähiger Geist wie der Brauns von all den neuen Eindrücken war, die ihn wie Sturzbäche überfielen. Sehen, aufnehmen, beobachten — er konnte nicht müde werden. Aber die Ueberfülle verwirrte ihn nicht.

Mit seiner inneren Beweglichkeit fand er den innersten Kern all der fremden Erscheinungen, fand Beziehungen, brachte Ordnung hinein und war so

vielfach im Vorteil vor andern, denen diese Gabe des Klärens und Abwägens nicht gegeben war.

Auch die Sprache bildete für ihn kein Hindernis. Wie die gewiß nicht auf den Mund gefallenen Berliner von seinen Tischreden oft „ganz weg“ waren, wie es in einem Berichte heißt, so wunderten sich die in bezug auf ihre Sprache schwierigen Engländer, wie er das Englische beherrschte. Er konnte nicht nur jedes Gespräch führen, dem Gottesdienst folgen, Reden verstehen, sondern auch selbst mit gutem Erfolge kleine Ansprachen halten. — Die Spannweite seines Bekanntenkreises war denkbar weit. In Berlin war er der Prinzeß von Wales vorgestellt worden, woraus die Bekanntschaft mit einigen Persönlichkeiten des Hofes erwuchs; andererseits besuchte er in Begleitung eines Missionars Schifferkneipen in London und freute sich über die gute Möglichkeit der Verständigung.

In seinen Londoner Aufenthalt fällt der Staatsbesuch des Kaisers von Rußland. Es war Alexander II., eine ungewöhnlich liebenswürdige Persönlichkeit. Braun schreibt im letzten Brief aus London:

„In den letzten Tagen ist hier großer trouble gewesen wegen des Zaren, für den jetzt die Engländer in Begeisterung schwimmen. Alles ist hier ungeheuer großartig, so das Konzert letzten Samstag mit 2500 Sängern, wo wir waren; das Feuerwerk, bei dem der ganze Park in Flammen zu stehen schien, aus silbernem Taubenschlag goldene Tauben flogen usw.“

Einige Wochen werden noch Schottland, vor allem Edinburgh gewidmet, wo der Ernst und die Geschlossenheit des kirchlichen Lebens ihm tiefen Eindruck macht. Hier erlebt er eine Evangelisation des amerikanischen Evangelisten Moody in Begleitung des Sängers Sankey. „Ich kam“, schreibt er, „sozusagen in die Frühlingstage dieser Bewegung hinein, und obwohl gegen alles, was irgendwie nach der

Seite der Schwärmerei gravitiert, ziemlich kritisch angelegt, muß ich gestehen, daß jene Tage und das Kennenlernen großer, in die Flut einer rein religiösen Bewegung und Begeisterung eingetauchter Volkskreise mir einen tiefen und bedeutenden Eindruck gemacht und gelassen hat.“

Unter anderem kann Braun an der großen Abschiedsversammlung in „Queensparc“, dem romantischen Felsental über Edinburgh, teilnehmen, von dem aus man auf die Stadt und das Meer eine entzückende Aussicht genießt. Etwa 15 000 Menschen sind zusammengeströmt, haben sich an den Abhängen gelagert oder, wie Soldaten und Buben, die spitzen Felsen erklettert, um dem Redner recht nahe zu sein. Als der Redner so inmitten des ihn umdrängenden Volkes steht, muß der Zuhörer aus Schwaben unwillkürlich an die Bergpredigt denken.

Gewaltig ist die Predigt. Auf das Thema „Das Kreuz, das Blut, der Tod Jesu“ ist der ganze Nachdruck gelegt. Eine Fülle von Beispielen machen es anschaulich, wie ein Menschenleben durch Glauben selig wird. Der Schlußsatz lautet:

„So möge denn keins von euch allen dieses Felsental verlassen, ohne hier die große Frage: Gläubig oder nicht, selig oder nicht, mit sich ins Reine gebracht zu haben!“

Im Rückblick sagt Braun, nachdem er das Für und Wider des Erlebten ruhig und sachlich abgeschätzt hat: „Ich muß gestehen, ein interessantes, ergreifendes, erfreuliches Stück Christentum und Kirchengeschichte waren mir jene Frühlingstage, jene Erweckungstage in Schottland, und etwas von dem Wehen jenes Geistes, der doch ein heiliger Pfingstgeist war, dürfte auch unserm deutschen evangelischen Volk da und dort in manchen geistlich öden Strichen und geistlich toten oder schläfrigen Kreisen zu wünschen sein.“

Unvergeßlich bleiben mir Augenblicke wie der, da wir in großer Gesellschaft bei einem der ersten Kaufleute Edinburghs zu Tisch geladen, alle miteinander — Familie, Gäste, Dienstboten — zum Abendsegen niederknieten und alle kniend in das Sankey-Lied einstimmten:

„Sicher in Jesu Armen, froh an des Heilands Brust,
kann meine Seele erwärmen, selig in himmlischer
Lust.“

So hat der bildungshungrige schwäbische Kandidat in diesen reichen Monaten einen umfassenden Blick in das geistige und geistliche Leben des deutschen Vaterlandes und des englischen Nachbarlandes getan. Hier finden wir zum großen Teil die Wurzeln seines Verständnisses für die Anliegen der Diaspora und des Weitblickes für die Verhältnisse der Kirche in der weiten Welt, die später seine Gustav-Adolf-Arbeit so fruchtbar machen sollten. Zugleich aber zählt er zu den Haupterrungenschaften dieser Reise die neue Liebe, die er für die eigene württembergische Kirche gewonnen hat. Dies ist ihm, neben der Stärkung des sozialen Gewissens, der Hauptgewinn dieser neunmonatigen Reise.

Er sagt darüber bei seiner Einführung in Esslingen:

„So sehr ich bei andern christlichen Gemeinschaften, bei reformierten und strengen Lutheranern, bei Methodisten wie bei Baptisten, Quäkern usw., wie auch bei Katholiken vieles Große und Gute schätzen lernte und mich trotz äußerer und innerer Schranken mit allen herzlich verbunden wußte, die den Herrn im Geist und in der Wahrheit anbeten, so kehrte ich doch mit der entschiedenen Ueberzeugung nach Hause, daß unsere württembergische evangelische Landeskirche in ihrer biblisch einfachen Haltung, in ihrem besonnenen Maß freier geistiger Bewegung, in ihrer Befreundung mit Staat und Schule, in ihrem glücklichen, geordneten Zusammenwirken von Laien

und Geistlichen eigentümliche Vorzüge und teure Erbgüter besitze, die es gilt, sorgfältig zu hüten, zu benutzen, zu pflegen und zu ergänzen, nicht aber geringzuschätzen oder, wie es wohl auch mannigfach im Unverstand geschieht, leichten Kaufes dahingugeben und dafür Neues einzutauschen, das bei allem bestechenden Glanze von zweifelhaftem Werte ist und in keinem Falle den Beruf hat, das alte Gute zu verdrängen.“

Die ersten Ämter

Bei aller tiefen Freude am Erleben und Lernen dieser reichen Reiseumate klingt in Friedrich Brauns Briefen doch immer wieder ein leiser Glockenton des Heimwehs an. „Ach, wenn mein Amt mich doch wieder, wie in Leonberg, in die Nähe Stuttgarts führte, oder am liebsten nach Stuttgart selbst und noch einmal unter das mütterliche Dach!“ So etwa schreibt er sehnsuchtsvoll nach Hause.

Der Wunsch sollte ihm erfüllt werden, wenn auch nicht gleich. Statt ins liebliche heimische Unterland ging es als Vikar nach R a v e n s b u r g , ins Gebiet der schwäbischen Diaspora.

Ein kleines zerstreutes Häuflein — kaum ein Fünftel der Einwohner — waren dort die Evangelischen unter der alteingesessenen katholischen Bevölkerung. Friedrich Braun erkannte bald, wie wichtig es für ihn war, auch diesen Teil der schwäbischen Heimat, vor allem aber die Lebensverhältnisse der evangelischen Gemeinden in der Zerstreuung kennenzulernen. Wie anders als in dem in geistlicher Beziehung so gesegneten rein evangelischen Teile Württembergs war hier das kirchliche Leben, und doch wie reich!

Da steht der junge Vikar auf der Kanzel der alten Klosterkirche der Karmeliter, die im türme- und kir-

chenreichen Ravensburg den Evangelischen eingeräumt ist. Gewiß hat er bei seinem ausgeprägten geschichtlichen Sinn so manche Entdeckungsreise durch die alte Stadt und ihre Geschichte gemacht und hat starke Eindrücke davon mitgenommen. Nun sieht er zur versammelten Gemeinde hinunter. Er hat fleißig Hausbesuche gemacht und erkennt viele der Gesichter, die mit gespannter Aufmerksamkeit zur Kanzel hinaufschauen. Er weiß, welche Mühe es manchem aus der Gemeinde gekostet hat, zum Gottesdienst zu gelangen. Zehn und mehr Kilometer haben sie zurückgelegt, um Gottes Wort hören zu können. Und doch fehlen kaum viele an einem Sonntag. Daheim aber nimmt die Bibel oder eines der guten alten Predigtbücher von einem der Schwabenväter den Ehrenplatz ein und ist nicht nur das Prunkstück, sondern wirklich Freund und Berater. Aber in der Vereinzelung und Zerstreuung liegt auch eine ernste Gefahr. Wenn eine Kohle allein liegt, ohne sich an den andern zu wärmen, dann verliert sie bald ihre Glut. Und ein Christ in der Vereinzelung ist auch in Gefahr, zur schwarzen Kohle zu werden. — Aus heißem Herzen strömt die Predigt in dem Verlangen, eine helle Glut in der Gemeinde anzufachen.

Als „der freundliche, gute evangelische Herr“ lebte er in jener Gegend fort, als es bereits nach einem halben Jahr scheiden hieß, um einem neuen Ruf zu folgen. Trotz der kurzen Zeit des Wirkens dort hat ihn mit Ravensburg sein Leben lang herzliche Liebe verbunden.

So fest hat das Band mit dieser Diasporagemeinde gehalten, daß gerade die Ravensburger es waren, die ihn im Jahre 1900 zu ihrem Abgeordneten in die Synode wählten.

Trotz der Sehnsucht nach der mütterlichen Fürsorge wäre er jetzt gern noch länger im schönen Oberschwaben geblieben. Aber wenn der Marschbe-

fehl kommt, dann müssen eigene Wünsche schweigen, und es heißt nicht nur für den Soldaten der Armee, sondern auch für den Soldaten der Kirche, den Vikar, marschieren.

Und der Marschbefehl kam. Ganz unerwartet hieß es: nach Stuttgart an die Schloßkapelle als Stellvertreter des ins Morgenland beurlaubten Hofvikars Werner.

Es war eine neue Welt, in die Friedrich Braun jetzt sich hineinzufinden hatte. Zwar ging es heim in das Haus der geliebten Mutter. Das Schülerstübchen hoch oben unter dem Dach war zum Vikarstübchen geworden. Unten im Pensionat, wo Thusnelda, die einzige Schwester, der Mutter jetzt helfend zur Seite stand, tummelten sich weiter die fröhlichen Mägdlein. Wenn der Jahrgang auch inzwischen gewechselt hatte, so war es doch die gleiche Jugendlust und Jugendfreude, die im Hause herrschte.

Aber ins Amt mußte er sich erst finden. In Leonberg die geschlossene lebendige Gemeinde; in Ravensburg die Evangelischen in der Zerstreuung voll Hunger nach dem Evangelium und voll Dank für seine Verkündigung. Und nun hier in der Schloßkirche eine Gemeinde ohne parochiale Bindung, zu der eigentlich nur der königliche Hof fest eingepfarrt war. Damals wirkte ein Pfarrer besonderer Art als Oberhofprediger an der Schloßkapelle. Es war der noch heute unvergessene schwäbische Dichterpfarrer **K a r l G e r o k**, ein begnadeter Mann. Ihm war der junge Vikar zugeordnet. Bei kaum einem zweiten hätte er mehr lernen können als von ihm. Mit väterlicher Güte stellte sich Gerok, obwohl sonst etwas Zurückhaltendes in seiner Art lag, zu dem jungen Manne. Vom ersten Besuch an, den er ihm in seinem Vikarstübchen machte, bis zum letzten Händedruck, den sie vor den Toren der Ewigkeit miteinander getauscht, hat Friedrich Braun liebende und dankbare

Verehrung für den Mann empfunden, der ihm vor andern Führer und Lehrer im Amte wurde.

Vier Monate nur währte der Dienst an der Schloßkapelle. Dann kehrte Vikar Werner zurück, und Braun bekam das Vikariat an der Hospitalkirche. Auch darin lag eine besondere Führung. Hier hatte er die erste Berührung mit der Gemeinde, der er später auf der Höhe seines Lebens dienen durfte.

Aber es war ein langer Weg bis dahin. Die nächste Station hieß wieder T ü b i n g e n , wo er noch einmal, jetzt als „Repetent“, das geliebte Stift bezog. Vorher aber durfte er noch eine Schweizer Reise einschalten. Sie ließ ihn nicht nur die erhebenden Wunder Gottes in der Natur schauen, für deren Schönheit er ganz besonders empfänglich war, sondern führte ihn auch in das Basler Missionshaus, wo sein Bruder Paulus damals Pfarrer und theologischer Lehrer war. Der Aufenthalt hier gab ihm einen Einblick in die Bedeutung der Aeußeren Mission, für den er immer dankbar geblieben ist.

Es waren reiche 2¹/₂ Jahre, diese erneute Tübinger Zeit. Im Stift kam er in einen Kreis junger Männer, die gleich ihm Bedeutendes im Leben geleistet haben. Da war der spätere Missionsinspektor Theodor Oehler, dessen Name unlöslich mit der Basler Mission verbunden ist. Da war Theodor Herrmann, ein Gelehrter „von immensem Wissen und ein Theologe von scharfem Verstand“. Da waren der spätere Theologieprofessor Theodor Häring und der bedeutende Prediger Planck. Dies ist nur eine kleine Zahl aus dem Kreise der Männer, mit denen Braun während der Tübinger Repetentenjahre in Berührung kam. Er arbeitete damals auch ernstlich wissenschaftlich weiter. So schrieb er eine Doktorarbeit über den berühmten englischen Volkswirtschaftler Adam Smith. Sie war ein Nachklang seiner Studienreise im Jahre 1874 und trug ihm den Dr. phil. ein.

Um der lebendigen Anschauung willen besuchte er einmal mit 25 Studenten die Anstalten von Gustav Werner in Reutlingen. Darüber erzählt er: „Es bleibt mir und allen Teilnehmern unvergeßlich, mit welcher Herzlichkeit und Freude Werner am strömenden Regentag die junge Schar aufnahm und uns durch alle seine Anstalten führte. Von der Schule, wo die Kleinen ernste und heitere Gedichte deklamieren mußten, durch Strickwarengeschäft und Werkstätten und Ställe bis zur Maschinenfabrik, die er mit besonderem Stolz uns zeigte, und wieder zurück in den großen Saal, wo eben alle zur Nachmittagsvesper sich sammelten, wo Werner es sich nie nehmen ließ, den Kindern selbst das Brot zu schneiden, und wo damals als fremdes Element unter die übrigen etliche mazedonische Jünglinge sich mischten, die bei Werner etwas lernen wollten von deutscher Art und evangelischem Liebeswirken. Als wir nun hochbefriedigt und dankend Abschied nehmen wollten, klang es von den freundlichen Lippen: ‚Nein! Ich möchte es nicht, daß die Studenten ins Wirtshaus müssen. Ich habe einen Imbiß für die jungen Herren gerichtet.‘ An so etwas denken Studenten am wenigsten. Sie gingen zum größten Teil am liebsten ins Wirtshaus. Aber dieser Imbiß mundete allen um so besser, als dabei Werner in zusammenhängender Rede einen Ueberblick über sein Werk gab, wie er in seinen Anstalten etwas verwirklichen wollte von dem Leib, den der Apostel Paulus schildert, wo Jesus das Haupt ist, und wo die Liebe Jesu als das belebende Blut alle Glieder zusammen durchströmt, wo ein Glied das andere ergänzt und unterstützt, wie er darum jedem und ganz besonders den leiblich und geistig Schwachen den für ihre Kräfte passenden Posten anzuweisen strebe, den einen in Reutlingen, den andern in den ländlichen Zweiganstalten, den einen in der Landwirtschaft, den andern in der In-

dustrie; wie ganz besonders die Industrie durch ihre Arbeitsteilung, den Reichtum und das Ineinandergreifen der verschiedenen Funktionen geeignet sei, ein Gefäß jenes Liebesgeistes und ein wesentliches Beförderungsmittel des Reiches Gottes zu werden statt ein Knecht der natürlichen Selbstsucht.“

Zweieinhalb Jahre war Braun Repetent im Tübinger Stift gewesen, da wurde in Eßlingen eine Stadtpfarrstelle frei. Das Konsistorium wußte keinen geeigneteren Mann für die Arbeit in der aufstrebenden Industriestadt als Friedrich Braun. So wurde er am 21. Oktober 1878 nach Eßlingen berufen.

Eßlingen . . . wieviel reiche Kindheitserinnerungen knüpfen sich an diese Stadt! Wir können uns denken, wie freudig er dem Rufe gefolgt ist. Somit war er nun fest ins Pfarramt eingetreten. Die erste selbständig verwaltete Gemeinde! Sie wird wohl in den meisten Fällen auch die erste Liebe sein. Jedenfalls war sie es bei Braun im vollen Maße. Es ist, als wollte der junge Pfarrer sein ganzes reiches Herz ausströmen lassen im Dienst an der Gemeinde. Einen Blick in das innere Verhältnis zu der Gemeinde läßt uns der Bericht über seinen Lebenslauf tun, den er der Gemeinde gab, als er im August 1879 die Stadtpfarrstelle antrat: „Ich freue mich, gerade in dieser Stadt das Wort des Lebens verkündigen und das Amt des Neuen Testaments führen zu dürfen. Beim Blick in die Zukunft befehle ich mein Amt und mein Leben in Gottes Hand und spreche getrost:

Auf Gnade darf man trauen, man traut ihr ohne Reu,
und wenn uns je will grauen, so bleibt's: Der Herr
ist treu!

Mit Freude will ich in dem Amt, das mir anvertraut ist, euch nach Kräften dienen Ich flehe zum Herrn, daß er mir dazu den rechten Ernst und die rechte Liebe schenkt, daß er mich noch selber tiefer

einführt in die überschwengliche Klarheit seines Evangeliums, auf daß ich das Amt des Neuen Testaments führen könne zu seiner Ehre und zum Heile der Seelen.“

Diese Bitte ist ihm reichlich erfüllt worden. Es war etwas Wunderbares um die Bewegung, die in der kurzen Zeit von Friedrich Brauns Wirksamkeit in Eßlingen entstand. Die ganze Gemeinde spürte die Kräfte, die von ihm ausgingen. In erster Linie war es die Kraft der Liebe. Liebe atmete sein ganzes Wesen, Liebe gab er mit Worten, Liebe schenkte er mit der Tat. Obwohl seine helfenden Hände damals noch durch Mangel an Mitteln gebunden waren, war seine Erfindungsgabe im Helfen fast unbegrenzt. Und wenn er auch oft hintergangen und sein Vertrauen getäuscht wurde, so ließ er sich doch nicht erbittern, sondern sagte sich, daß auch wir Gottes Vertrauen so oft täuschen und er dennoch in der Liebe bleibt. So hatte er einmal einem jungen Mann, der flehentlich um Hilfe gebeten, seine einzige Hose fortgeschenkt, welche er außer der Sonntagshose besaß. Bald darauf ging er an einem Trödlerladen vorbei. Da sieht er im Fenster eine Hose, die ihm merkwürdig bekannt vorkam. Tatsächlich — es ist die seine. Er geht in den Laden und kauft sich seine Hose zurück, aber hört doch nicht auf, die Hand aufzutun, wo an sein Herz geklopft wird.

Vor allem galt seine Liebe der Jugend, und gerade unter ihr hatte sein Wirken die schönsten Erfolge. Den Jünglingsverein durfte er einer wunderbaren Blüte entgegenführen. Wie er zur Jugend stand, sehen wir unter anderm auch aus dem Abschiedswort, das er beim baldigen Scheiden aus Eßlingen an die Gemeinde richtet. Da heißt es: „Wenn ich sagen darf, daß mein Herz dieser Gemeinde angehörte und angehört, so darf ich auch sagen, am wärmsten schlug es und schlägt es für die Jugend

dieser Gemeinde. Die Stunden, die ich verbrachte in euren höheren und niederen Schulen, des geistlichen Lehramtes waltend, im großen Kreis der Kinder, die das Vertrauen der Eltern mir zur Vorbereitung auf die Konfirmation übergeben hatte, in der Mitte der Knaben und Jünglinge, die sich freiwillig unter meine Leitung stellten — die sind mir weniger Arbeit und Mühe als Freude und Erquickung gewesen. Und wenn ich mit reiner Freude in getroster Hoffnung auf einen Teil meiner leider so kurzen und bruchstückartigen Arbeit unter euch zurückschaue, so ist es diese Arbeit unter der Jugend. An Kinderseelen bauen, daß sie Tempel des Heiligen Geistes werden und bleiben, das dünkt mich die süßeste Aufgabe eines christlichen Seelsorgers.“

Als Friedrich Braun die Helferstelle in Eblingen antrat, hatte er gehofft, daß ihr Verhältnis nun ein bleibendes sein würde. Doch es kam ganz anders. Die zweite Pfarrstelle an der Schloßkapelle in Stuttgart wurde frei. Gerok hatte seinen Vikar aus dem Jahre 1875 nicht vergessen. Keinen hatte er so gern an seiner Seite gehabt, keinen hielt er für so geeignet für dies Amt. . . . König Karl ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein. An Braun kam der offizielle Ruf nach Stuttgart. Es kam auch ein persönlicher Brief von Gerok. Beim Zusammentreffen vor dem Konferenzzimmer begrüßte ihn Gerok mit den Worten: „Sie werden uns doch keinen Korb geben!“ Nein, er war nicht mit einem Korb, sondern mit einer Zusage gekommen. Wenn ihm die Entscheidung auch schwer gefallen war und sich in Eblingen ein Sturm erhoben hatte, um ihn zu halten, so meinte er doch, in dem Rufe des Königs Gottes Ruf zu hören. Welche Bedeutung dieser Wechsel für Brauns spätere Wirksamkeit gehabt hat, konnte er damals wohl noch kaum übersehen. Es hätte scheinen können, daß die neue Arbeit als zweiter Pfarrer an der kleinen

Schloßkapelle seinen reichen Gaben nicht entspräche. Aber gerade dadurch ist er frei geworden für andere, weitergehende Aufgaben, mit denen er nicht nur seiner schwäbischen Heimatkirche, sondern der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands, ja weit über seine Grenzen hinaus dienen sollte. So klang in dem Rufe nach Stuttgart doch ein Ton mit, der dem Befehl seines Herrn entsprach: „Fahre auf die Höhe, auf daß du einen Zug tust!“

Während der Eßlinger Zeit bereitete sich eine große Wende für sein persönliches Leben vor.

Unter den alten schönen Häusern am Markt in Stuttgart war auch das des Kaufmanns Adolf Neef. Der Kaufherr hatte einen guten Namen in seiner Vaterstadt. Er war ein wertvolles Glied nicht nur der Stadtgemeinde, sondern erst recht gehörte sein Herz seiner Kirche. Hier saß er im Kirchengemeinderat. Hier hörte man gern auf sein kluges, besonnenes Urteil. Zugleich hatte er eine offene Hand, spendete gern für gemeinnützige Zwecke und linderte stille Not, wo irgend sie an ihn herantrat. Auch gehörten er und seine Frau mit zu den Christen, welche die apostolische Mahnung befolgten: „Gastfrei zu sein, vergesst nicht!“ Es sind viele Gäste, die einen Segen gebracht, durch ihr Haus gegangen. Unter andern war Emil Frommel einer der begehrtesten und geliebtsten. So oft er im Schwabenlande weilte — und das geschah in den letzten Jahrzehnten seines Lebens sehr häufig —, wurde er im gastfreien Neef'schen Hause mit offenen Armen aufgenommen. Und hier ist wohl auch die engere Beziehung zu Friedrich Braun geknüpft worden.

Auch der junge Eßlinger Pfarrer war in diesem Hause nicht fremd. Im Haus Neef gab es auch ein Töchterlein, die junge Berta. Mutter Braun hatte sie in ihr Herz geschlossen und hätte sie gar zu gern zur Schwiegertochter gehabt. Sie meinte, ihr Friedrich

müsse bei seinen reichen Gaben und seiner Aufgeschlossenheit für den Reichtum des Lebens auch eine reiche Frau haben. Leise suchte sie die Gedanken ihres Sohnes in diese Richtung zu lenken. Jedenfalls war sie glücklich, als sie merkte, daß er ihren Wünschen nicht abgeneigt war. Mancher Besuch ist von Eblingen aus im Neefschcn Hause gemacht worden. Im Laufe des Frühlings 1878 kam es zur Verlobung, und am 20. Mai 1879 wurden Friedrich Braun und Berta Neef von Oberhofprediger Gerok zum Bunde fürs Leben zusammengegeben.

Die Hochzeit wurde groß gefeiert. Sie ist den Teilnehmern unvergessen geblieben. Solch eine Zusammensetzung der Hochzeitsgäste hatte man selten gehabt. Da waren Angehörige der vornehmsten Kreise Stuttgarts, und daneben saßen schlichte Bauersleute aus den Gemeinden, in denen Friedrich Braun hatte wirken dürfen. So hatte der Bräutigam es gewollt. Aber auch die Schwiegereltern waren darin ganz einig mit ihm. Am Verlobungsabend hatte der Bräutigam diesen poetischen Toast auf seine Schwiegereltern ausgebracht:

„Für die holde Gottesgabe, / die ich nun zu eigen
habe,
dank ich dem, der voller Güte / mir ließ wachsen
solche Blüte;
aber euch auch laßt mich danken / die sie treu ge-
hegt,
und die nun ihr teures Kind an mein Herz gelegt!
Die teuren Eltern hoch!“

Der Hofkaplan

„Ich freue mich über die, so zu mir sagen: Lasset uns in das Haus des Herrn gehen! Unsere Füße werden stehen in deinen Toren, Jerusalem! Wünscht Jerusalem Glück! Es müsse wohlgehen de-

nen, die dich lieben! Es müsse Freude sein in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen!" Mit diesen Worten aus dem 122. Psalm grüßte der neue Schloßkaplan am 18. Januar 1880 die Gemeinde. Die Wahl dieses Grußes wirft ein bedeutungsvolles Licht auf seine zukünftige Amtsführung. Der Blick geht in die Weite hinüber über das eigene Amt hin zur Stadt Gottes, dem ganzen Volk Gottes. Hier leuchtet uns bereits etwas von der ökumenischen Art seines Wirkens entgegen, das mehr und mehr in die Weite gehen sollte, von immer größerer Verantwortung getragen, immer weitere Kreise mit hingebender Liebe und helfender Tat umspannend.

Das eigene Amt war zunächst recht eng. Zweiter Pfarrer mit dem Titel „Hofkaplan“ an der kleinen Schloßkirche neben dem helleuchtenden Licht, dem vielbewunderten und vielgeliebten Karl Gerok. So warm Gerok ihm auch immer entgegengekommen war, so war es sicher nicht leicht, neben diesem überragenden Geiste eine eigene Stellung zu erringen. Auch die äußeren Umstände des Wirkens waren sehr begrenzt. Selten hatte er einen Hauptgottesdienst zu halten. Zuweilen, besonders bei festlichen Gelegenheiten, fielen ihm die Abendgottesdienste zu. Meist aber kamen die Nachmittagsgottesdienste auf seinen Teil, „weil es den Leuten doch so besonders angenehm ist, nach dem Essen eine Predigt zu hören“, wie Emil Frommel scherzhaft über seine eigene Stellung als Nachmittagsprediger in Karlsruhe sagt. Doch wie Frommels Kirche, so füllte sich auch die Brauns. Es gab anscheinend doch viele, denen das lautere Wort Gottes in schöner Form, das sie vom jungen Hofkaplan hörten, wichtiger war als die Nachmittagsruhe.

Wie Landesbischof D. Wurm erzählt, hat Braun manchmal scherzhaft erwähnt, daß er dem gewalttätigen und aufklärerischen ersten König von Würt-

temberg Friedrich I. die Möglichkeit verdanke, wenigstens an zwei Festtagen vormittags predigen zu dürfen. König Friedrich I. hatte als ausgesprochener Rationalist das Erscheinungsfest und das Himmelfahrtsfest abschaffen wollen. Aber das Konsistorium hatte sich mit Erfolg dagegen gewehrt. Um nun aber doch diese beiden Feste zu degradieren, bestimmte der König, daß an der Schloßkirche an diesen Festtagen nur e i n e Predigt zu halten sei, und daß nicht der Oberhofprediger, sondern der Hofkaplan diese zu halten habe. Diese Geschäftsordnung wurde dann streng eingehalten bis zur Aufhebung der Hofpredigerstelle nach dem Sturz der Dynastie.*)

Wie hatte sich der württembergische Hof seit den Zeiten jenes ersten Königs gewandelt! König Karl, der Braun berufen hatte, war ein lebendiger Christ, der sich seines Auftrags als oberster Bischof der Kirche bewußt war, regen Anteil am kirchlichen Leben nahm und es nach Möglichkeit förderte. Vor allem aber war es die Königin Olga, die dem Leben am Hofe das Gepräge gab. Als Tochter der Kaiserin Charlotte von Rußland, einer geborenen preußischen Prinzessin, der Gemahlin Nikolaus I., war sie eine Enkelin der unvergessenen Königin Luise. Das Vorbild der Großmutter leitete Königin Olga durch ihr Leben. Ihr wollte sie ähnlich sein. In Freude und Leid war sie verbunden mit ihrem Volke, für das sie sich vor Gott verantwortlich wußte. Sie wurde der gute Engel Württembergs.

Der Liebesarbeit in Württemberg hat sie zu ihrer Zeit das Gepräge gegeben. Noch heute zeugen die Werke der Barmherzigkeit, die ihren Namen tragen, davon. So vor allem das Diakonissenhaus der Olga-Schwesternschaft. In ähnlichem Sinne wie die Köni-

*) Einem Aufsatz von Landesbischof D. Wurm (†) in Stuttgart im Immergrün-Kalender 1952 entnommen.

gin wirkte ihre Pflegetochter, die Großfürstin Vera, spätere Herzogin von Württemberg, die das kinderlose königliche Ehepaar seit dem zehnten Jahre erzog. Auch sie ist ein Segen für das Land geworden. Wir können uns denken, daß das Wirken an einem innerlich so eingestellten Hof Befriedigung gewähren mußte und auch für den Prediger eine innere Förderung bedeutete. Friedrich Braun hat mit Dankbarkeit und liebender Verehrung an dem königlichen Hause geangen und hat mit voller Ueberzeugung seine besten Kräfte ihm gewidmet. So manchmal war ihm auch Gelegenheit zu persönlicher seelsorgerlicher Berührung geboten. So durfte er am Sterbelager des Königs (6. Oktober 1891) stehen und ihm auf seinem letzten Wege geistlichen Beistand leisten. Er selbst hat dabei tiefe Eindrücke von dem Glaubensleben und der inneren Bereitschaft des Königs erhalten.

Aber nicht nur am Hofe, wohl durch die ganze Gemeinde spürte man es, daß man nicht nur einen bedeutenden Prediger auf der Kanzel, sondern auch einen Seelsorger von Gottes Gnaden, einen Tröster, Helfer und Berater im jungen Hofkaplan erhalten hatte. Unermüdlich war er bei Besuchen in der Gemeinde. Immer hatte er etwas zu bringen. Am meisten lag ihm wieder die Jugend am Herzen. An ihr sah er die größte Aufgabe, wie er schon in seiner Abschiedspredigt in Eßlingen gesagt. Für sie fühlte er sich vor allem vor Gott verantwortlich. Größte Sorgfalt wandte er auf seinen Konfirmandenunterricht. Wenn wir heute die Nachschriften früherer Konfirmandinnen lesen, so müssen wir staunen über die Anforderungen, die er an 13- bis 14jährige Kinder stellte. Es war wohl nur möglich in einer Zeit, wo der Religionsunterricht in der Schule noch eine ganz andere Vorarbeit leistete als in unserer Zeit. Vor allem suchte er im Unterricht die Liebe zu Got-

tes Wort zu wecken und die Kinder immer wieder zur Quelle zu weisen. Wie gegenwartsnah sein Unterricht war, zeigt uns die Erklärung der Bilder und Symbole, mit denen die Schloßkirche überreich ausgestattet war. Die ganze württembergische Kirchengeschichte zog hier an dem Beschauer vorüber und wurde in den Unterrichtsstunden den Kindern lebendig gemacht.

Und wie nahe trat er persönlich seinen Konfirmanden! Davon erzählt ein einstiger Konfirmand, Professor G. Weis in Stuttgart, einen bezeichnenden Zug: „Er pflegte nach der Konfirmation seine Konfirmanden zu einem fröhlichen Abschiedsnachmittag in sein Weinberghäuschen am Panoramaweg einzuladen. Es ist für mich heute noch eine liebe persönliche Erinnerung an den teuren Mann, daß der Vielbeschäftigte mir, dem die Teilnahme an jenem Zusammensein wegen einer Erkrankung nicht möglich war, die Freundlichkeit erwies, mich anderntags zu besuchen und mich für den entgangenen Nachmittag durch eine mit mir gespielte Partie Schach zu entschädigen.“

Ein Mann aber mit so ungewöhnlichen Gaben wie Friedrich Braun strebte naturgemäß über den engeren Kreis der eigenen kleinen Gemeinde hinaus. Mit der Zeit trat eine Fülle von Nebenaufgaben an ihn heran. In Stuttgart wußte man bald, was man an ihm hatte, und es währte nicht lange, so hatte er neben seinem Amte so viele Aufgaben, daß sie allein eine volle Manneskraft erfordert hätten. Schon beim Antritt seines Amtes an der Hofkirche wurde er zum Mitglied der theologischen Prüfungskommission ernannt.

Im gleichen Jahr wurde er auch in das Komitee der Württembergischen Bibelanstalt berufen. „Als Mitglied derselben hat er an so manchen wichtigen Aufgaben, die jene Zeit der Anstalt ge-

bracht, wie die Einführung der revidierten Bibelübersetzung, die Herausgabe des biblischen Lesebuches und des griechischen Neuen Testaments, tatkräftigen Anteil genommen."

Der erste Karitative Verein, der sich seine Mitarbeit im Jahre 1887 sicherte, hatte sich die Bekämpfung der Notstände auf dem Lande zur Aufgabe gestellt. Nicht nur, daß Braun bei seiner Gründung entscheidend Anteil genommen, mehr und mehr wurde er die Seele der ganzen Arbeit: „Jahrzehnte hat er ihn geleitet, manche Gabe seiner Dichtkunst ihm gewidmet, manche offene und verborgene Not stillend und manche heimliche Tränen trocknend“, berichtet ein Zeitgenosse.

Seit seiner Verheiratung mit Berta Neef hatte er reichliche Mittel in der Hand. Sein Schwiegervater füllte ihm schon zu seinen Lebzeiten die Hände, so daß er die Wonne des Gebens und Helfens immer mehr kosten durfte. Das ist vor allem den Liebeswerken, an deren Auftrag und Leitung er tätigen Anteil nahm, zugute gekommen, so auch dem Hilfsdienst für die entlassenen Strafgefangenen. Hier arbeitete er im Württembergischen Zentralauschuß für entlassene Strafgefangene mit.

Unter all diesen Arbeiten der Innern Mission war aber eine, in der er so mit ganzem Herzen aufging, für die er auch ganz ungewöhnliche Gaben empfangen hatte, so daß er wohl für alle Zeit ein Vorbild darin bleiben könnte. Das war die Arbeit an der Jugend. Wie er zur Jugend stand, haben wir gesehen. Diese Liebe zur Jugend ließ ihn im Sturme die Herzen der jungen Menschen erobern. Er verstand es, jung mit der Jugend zu sein. „Da war nichts Gemachtes, Gekünsteltes, keine geistige Pose, kein steifes Amtsbewußtsein, sondern jugendliche Natürlichkeit und Ungezwungenheit, jugendliche Heiterkeit und jugendlicher Frohsinn. Das war es, was ihm

die Herzen der Jugend gewann, mochten es seine Gymnasiasten sein, denen er 14 Jahre lang Religionsunterricht gab, oder der stets sich verjüngende Kreis der Stuttgarter Stadtvikare, die bei ihm ein offenes Haus und freundliche Beratung und Anregung fanden, oder die weiten Scharen der Jünglings- und Jungmännervereine.“ So urteilt Schulrat Mosapp, selbst ein gesegneter Jugenderzieher.

Im Jahre 1894 trat an ihn die Frage einer noch näheren Verbindung mit der Jugendarbeit heran. Er wurde dringend gebeten, die Leitung des **Süddeutschen Jünglingsbundes** zu übernehmen. Anfangs schwankte er. Seine Zeit war bereits bis aufs letzte besetzt. Aber dann trieb ihn doch seine Liebe zur Jugend dazu, den Ruf anzunehmen. Seine Leitung ist der süddeutschen Jungmännersache zu reichem Segen geworden. „Mit der Macht seiner Persönlichkeit hat er manche Gefahren, die dem Betrieb des Jünglingsvereinswesens drohen, glücklich gebannt, mit seiner milden Weitherzigkeit manches Einseitige ausgeglichen, durch seine ganze Stellung die nahe Verbindung dieser Arbeit mit der Kirche gesichert.“

Seiner Anregung und Mithilfe dankt der Jungmännerverein auch manche wertvolle Bauten, so vor allem sein schönes Heim in der Furtbachstraße, das glücklicherweise die Zerstörung des Krieges überdauert hat. Ueber seine Stellung zur Jugend äußert Amtsdekan Kopp, ein langjähriger Freund: „In seiner jugendfrischen Art verstand er die Jugend wie kein anderer.“

Wer ihn näher kannte, der wußte, wieviel er in seelsorgerlicher Arbeit unter vier Augen mit irrenden, ringenden, kämpfenden jungen Männern als treuer Vater und Freund geredet hat, und wie seine Hand immer offen war, wo Hilfe nottat. Nicht nur dem ganzen Vereinswerk, sondern jedem einzelnen

Gliede des Vereins galt seine Liebe. Wieviel Opfer an Zeit und Kraft ihn diese Arbeit gekostet hat, wie er oft halbe Nächte daran gab, um allem gerecht zu werden, das haben nur wenige gewußt, und niemand hat es ihm angemerkt, so durchdrungen und getragen war er von der Liebe zu den jungen Menschen, die seiner Führung anvertraut waren.“

Regelmäßig einmal im Monat hielt er im Jungmännerverein eine Bibelstunde oder einen Vortrag über eine brennende Frage des christlichen Lebens. Das waren jedesmal Höhepunkte im Leben des Vereins, die niemand versäumen wollte. Seine besondere Gabe, Feste zu veranstalten und große Versammlungen zu leiten, zeigte sich auch bei den großen Versammlungen in der Liederhalle im Königsbau. Zum Abschluß wurden jedesmal die Bundesausschußmitglieder und manche Gäste vom Lande zum Abendessen in sein gastliches Haus geladen.

Gerade auch in der Jungmännerarbeit trat seine seltene Gabe, Gegensätze auszugleichen, Zersplitterung zu vermeiden, Feindschaft zu heilen, auf das notwendige, einigende Ziel hinzuweisen, zum gemeinsamen Streben und Handeln aufzumuntern, in ganz besonderer Weise hervor. Natürlich hat es auch an Enttäuschungen, die oft sehr schmerzlich waren, nicht gefehlt. Aber nie ließ er sich erbittern. Nie wurde sein Urteil auch ausgesprochenen Gegnern gegenüber aus persönlichen Gründen beeinträchtigt.

Nicht nur dem Gesamtverein widmete er Zeit und Kraft. Auch bei den mitternächtlichen Versammlungen der Kellner und Straßenbahner war er häufiger, mit Jubel begrüßter Gast. Und wo die einzelnen Berufe wie Bäcker und Gärtner sich zu Sondervereinigungen zusammenschlossen, da durften sie Hilfe und Förderung von ihm erfahren. In seinem Verhältnis zu der Jungmännerwelt war es ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Von ihm erhielt sie inneren

Reichtum, klare Führung, väterliche Liebe. Er wiederum nahm von der Jugend seine Jugendfrische, die ihm bis zuletzt erhalten blieb, nahm auch einen Strom von Liebe, der ihn herübertrug über viele Schwierigkeiten seines Lebens und Amtes.

Doch nicht bei der Jugend macht Friedrich Brauns Liebeseißer und Verantwortungsbewußtsein halt. Auf die Jugend baut sich das Mannesalter, und auch den Männern, nicht nur denen seiner Gemeinde, gehörte sein Dienst. Im Jahre 1891 gründete er den **Stuttgarter Männerverein**, dem er vorstand, bis er die Leitung nach zwei Jahren wegen Arbeitsüberlastung in andere Hände legte.

Aber dem Dienst an den Männern seines Volkes wußte er sich auch ohne Vereinsarbeit verpflichtet. Vor allem sparte er nicht Zeit noch Kraft, wenn es Männerversammlungen in der Diaspora galt. Wir hören den Bericht eines Freundes über die alljährlichen Männerversammlungen im Löwensaal in Aulendorf in der Bodenseeegend. Der Jahrestag dieser Versammlung am 8. Dezember brachte die gesamte Männerwelt der oberschwäbischen Diaspora auf die Beine: „Von allen Seiten von Ersingen bis Langenargen, von Sigmaringen bis Leutkirch strömten die Evangelischen zusammen. Deutsche und lateinische Bauern, Fabrikarbeiter, Fabrikanten, Tagelöhner, Kaufleute, Handwerker, Lehrer aller Arten, Beamte, Aerzte, Pfarrer, Forstleute, alle dem Zuge des Herzens folgend. Obgleich Diaspora, so ist doch das Ganze nicht so ein schwaches Reis, sondern ein festgeschlossener Chor untereinander. Die gedankenmäßige Gemeinschaft wird zu einer sichtbaren. Den Höhepunkt dieser Zusammenkunft aber haben immer die Augenblicke gebildet, in denen die Stuttgarter Gäste kamen, darunter der hochverehrte Präsident des evangelischen Konsistoriums, Freiherr von Gemmingen. So manches Mal trat er, von Stadt-

dekan Braun begleitet, in den Saal und wurde mit Jubel begrüßt. „Unser aller alter Freund Braun, der Gustav-Adolf-Vereins-General mit dem Degen blitzender Rede, Gönner, Freund und Pfleger unserer Diaspora, sei uns herzlich willkommen!“ In diesem Begrüßungswort seines Freundes, Dekan Knapp von Ravensburg, lag die ganze Liebe und Verehrung beschlossen, mit der Friedrich Braun unter uns aufgenommen wurde. Ein liebenswürdiges Lächeln, eine abwehrende Handbewegung, ein herzlicher schwäbischer Gruß seinerseits, und sogleich war er heimisch.“

Die nahe Berührung mit der Männerwelt aller Klassen und Stände schärfte Friedrich Brauns Auge und Ohr noch mehr für die soziale Frage. Wir wissen, daß sie ihm seit seinen Berliner Eindrücken auf der Seele gebrannt hatte. Er war sich der schicksalsschweren Bedeutung bewußt, die in ihrer richtigen Lösung liegt. Mit Freude begrüßte er den sozialen Wind, der in der Anfangszeit der Regierung Wilhelm II. wehte. Um so größer aber war seine Besorgnis, als er merken mußte, wie bald dieser Wind sich gedreht hatte, und wie wenig Ahnung man in regierenden Kreisen von der wahren Stimmung des Volkes hatte. „Es kann sein, daß wir alle noch einmal auf dem Schafott sterben werden“, so etwa äußerte er sich einst einem Großindustriellen gegenüber, bei dem er das soziale Verständnis vermißte. Er tat alles, um sich ein richtiges Urteil zu bilden. Dazu besuchte er nach Möglichkeit auch die großen Volksversammlungen, die damals, von der Sozialdemokratischen Partei einberufen, an der Tagesordnung waren. Trotzdem man dort wußte, wie scharf und schneidend die Klinge war, die er führte, sahen ihn die „Genossen“ doch gern in ihrem Kreise. Seine maßvolle, herzugewinnende Art nahm auch die Gegner gefangen. So erzählt Ephorus Fresch in Stuttgart, einer von

den letzten Zeitgenossen Brauns, im Stuttgarter Gemeindeblatt (8. 4. 1951): „Als er einmal in einer Versammlung an einem Abend, dem ich beiwohnte, bei Eröffnung der Aussprache sich zu Worte meldete und vom Vorsitzenden gefragt wurde ‚Für oder Wider?‘, antwortete aus dem Hintergrund seine helle Stimme: ‚Für u n d Wider!‘ und schuf sich durch die dadurch geweckte große Heiterkeit von vornherein Stimmung und gutes Gehör. Als ein Freund von mir in einer Pause nach seiner Rede außerhalb des Saals im Halbdunkel mit einem Unbekannten zusammentraf, sagte dieser, ihn für einen ‚Genossen‘ haltend, zu ihm: ‚So sottet miar au ein han, der so schwätze ka!‘, welch unbeabsichtigtes Lob mein Freund verständnisvoll bejahte.“ Aus der tiefen sozialen Liebe zu unserm Volk heraus hatte er auch ein volles Verständnis für das soziale Wirken von Hofprediger Adolf Stöcker in Berlin und trat dem Evangelisch-Sozialen Kongreß bei. Als zweiter Vorsitzender arbeitete er kräftig mit.

Im Familien- und Freundeskreise

Vor mir liegt ein altes, in festes braunes Leder gebundenes Buch. Auf den etwa 150 Seiten aus pergamentartigem Papier steht keine Druckschrift, es sind mit der Hand geschriebene Gedichte mit feinen sinnigen Zeichnungen als schöner Schmuck. Dies Buch ist ein noch heute sprechender Zeuge der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit eines Sohnes gegen seine Mutter.

Zum 80. Geburtstag seiner Mutter hat Friedrich Braun diese Gedichte gesammelt und ihr das handgeschriebene Buch als köstliches Geburtstagsgeschenk auf den überreich gedeckten Gabentisch gelegt. Wir lernen ihn in diesem Buche von einer besonders anziehenden Seite kennen, tun gleichsam

einen Blick in sein Leben und Wesen in Haus und Familie, als Freund unter Freunden; auch den Schalk sehen wir zuweilen neckisch vorlügen:

Sinnig ist gleich die Widmung:

„Grüß Gott zum frohen Festel
Wir Lieder kommen als Gäste
Zu dir, lieb Mütterlein!
Wir wollen plaudern und singen
Von frohen und ernsten Dingen,
Von Regen und Sonnenschein.“

Und wie liebevoll heißt es zum Abschluß in einem Gedicht „Zum 80. Geburtstag“:

„Fröhlich treten wir herzu,
dich mit 80 Jahren
grüßend, teure Mutter du,
jung in Silberhaaren.
Wechselnd durch dein Leben floß
Sonnenschein und Regen —
köstlich sich darob ergoß
hundertfacher Segen.
Als die Zeit des Eheglücks
ach, so rasch zerronnen,
starken Muts und weiten Blicks
hast du neu begonnen,
hast zum kleinen Königreich
dir dein Haus gestaltet,
geistesmächtig, liebe reich,
Mutteramt verwaltet.
Kinderherzen wollen laut
deiner Liebe danken,
wollen dich, wie Efeu traut
immer grün umranken.
Und es ziehen himmelwärts
unsere Kindesbitten:
Vater, laß das Mutterherz
noch in unserer Mitten!“

Ein idealeres Verhältnis, als zwischen Mutter und Sohn bestand, ist wohl kaum denkbar. Zur Liebe tritt die tiefe Dankbarkeit, daß diese Frau sich für die Kinder, denen sie nicht selbst das Leben gegeben, aufgeopfert hat, daß sie es mit unendlich viel Arbeit und Mühe zuwege gebracht, ihnen eine sorgenfreie Jugend voll Sonne und Glück zu bereiten und dem Leben durch die weise und liebevolle mütterliche Führung die Richtung nach oben zu erhalten.

Auch mitten im Drange der Arbeit läßt er die Mutter an all seinem Erleben teilnehmen. So schreibt er ihr einmal zum Weihnachtsfest: „Zu Weihnachten grüße ich Dich auf das herzlichste und wünsche in Dein Herz und Leben einen hellen Freundschein und Ewigkeitsstrahl von der Krippe zu Bethlehem und von dem Kinde drin, das Dir alle Zeit so teuer gewesen ist, das Du in seiner göttlichen Herrlichkeit uns so oft am heiligen Abend in Deinen lieblichen Ansprachen verkündigt hast, in dem die Liebe erschienen ist, die nicht das Ihre sucht, die unsere Seligkeit sucht und wirkt.“

Das gleiche vertrauensvolle Liebes- und Freundschaftsverhältnis bestand auch zu den Geschwistern. Der Schwester dichtete er zur Verlobung im November 1883:

„Heut, da von tausend Freudenkerzen
die Seele taghell ist durchglüht,
bring ich aus tiefbewegtem Herzen
der teuren Schwester dieses Lied;
den Brüdern warst du treu verbunden,
nun hast du höh'eres Glück gefunden.
Heut bring ich dem, der sie erwählet,
dem ich zur Hälfte zürnen muß,
ihm, den man zu den Besten zählet,
den vollen, warmen Brudergruß.
Es bauet dir in seiner Treue
der Herr sein Haus und Glück aufs neu!

Wir steh'n auf einem Glaubensgrunde,
den Gottes Gnade uns gelegt;
Heil uns und Heil dem jungen Bunde,
den alte Gottesgnade trägt!
Froh soll und laut der Ruf erklingen:
Gott laß euch alles wohlgelingen!"

Ein besonders nahes Freundschaftsverhältnis verband ihn mit dem ältesten Bruder Paulus, der ihm auch Bruder im Amte war. Seine erste Pfarre war Maulbronn, wo er unter strömendem Regen mit seiner jungen Frau Mathilde einzog. Auch dies junge Paar wurde mit einem Gedicht begrüßt. Darin heißt es:

„Wo einsam nur die Klausen
des strengen Pfarrherrn war,
steht nun in schmuckem Hause
der Liebe Hochaltar.
O wunderbares Leben,
das stündlich drauf entglimmt!
O selig, Liebe geben,
o selig, wer sie nimmt!
Doch von euch Liebe nehmen,
das dürft ihr nicht allein;
o lasst sie mächtig strömen
nach ganz Maulbronn hinein;
Maulbronn, das voller Treue
zu seinem Pfarrhaus blickt
und euer Glück, das neue,
mit bunten Blumen schmückt.“

Wieviel Liebe übertrug Friedrich Braun, dem selbst zu seinem großen Schmerz Kindersegen versagt blieb, auf die Kinder seiner Geschwister! „Onkel Friedrich“ war wohl für alle der Inbegriff aller nur denkbaren Güte und Freude.

Doch nun ein Blick ins eigene Haus. Untenstehendes Gedicht zum Geburtstag seiner Frau läßt uns einen Blick tun in das Verhältnis der Eheleute:

Wiederum ein Jahr vorbei, / mancher Segen drin!
Wiederum ein Jahr vorbei, / arm nicht an Gewinn!
Leise naht im Winterkleid / dir das neue Jahr;
Bringt es froher Tage viel? / bleibt's der Sorgen bar?
Tue du ins neue Jahr / frohen Muts den Schritt!
Gottesliebe, Mannestreu, / diese zwei geh'n mit!

Und als Berta Braun einst zu Verwandten gereist,
fliegt ihr folgender schalkhaft, fröhlicher Gruß nach
und lockt zur Heimkehr:

„Da draußen fliegt ein Vögelein,
dem ruf ich „Guten Morgen“,
du könntest Bote für mich sein
und etwas mir besorgen:
Flieg hin nach Aich,
aber sogleich,
und bringe der Frau Hofkaplan
von ihrem lieben bösen Mann
einen Gruß und einen Kuß
und alles, was die Liebe begehrt,
und was die Liebe beschert,
und was die Liebe vermehrt;
und dann sing ihr das schönste Lied,
das deiner frohen Brust entblüht,
sing tief es ihr ins Herz hinein,
und sing, sie soll recht fröhlich sein
und balde wiederkommen,
zu ihres Mannes Frommen!
Adieu nun, liebes Vögelein,
kommst du zurück, so harren dein
als Lohn die weichsten Brösamlein
von zarten, weißen Wecken —
der Botenlohn wird schmecken!“

Durch die Wohlhabenheit und die offene Hand des Schwiegervaters wird in Urlaubszeiten auch manche schöne Reise ermöglicht, die mit frohen Versen besungen wird. So geht's bereits einige Monate nach der Hochzeit gemeinsam mit den Schwiegereltern

über Baden-Baden nach Straßburg und andern Orten im Elsaß, die ihn an sein Erleben im Jahre 1870 erinnern. Ein fröhliches Epos über die Reise grüßte die Schwiegereltern als Geburtstagsgeschenk.

Drei Jahre später wird in den Ferien eine Blitzreise zum Bodensee, nach der Schweizer Seite hinüber, nach Tirol, bis zum Vierwaldstätter See und dem Rigi gemacht. Auch jetzt wieder läßt er die Seinen die reichen Tage in fröhlichen Versen miterleben. Da heißt es zum Schluß:

„So sehen wir heut' den blauen See
und rufen: Liebe Schweiz, ade!
Nun tut der Schwarzwald bald sich auf,
wie nimmt die Bahn so kühnen Lauf!
Durch Bergesschoß und Felsentor
bricht sie zum üpp'gen Rheintal vor.
Der Landesfürst ist mit im Zug,
er eilt zum Niederwald im Flug.
Wir aber lassen uns gen Baden
von seinem Kastellane laden.
Von Mutter und Schwester lieb umfaßt,
hält nun das Paar hier süße Rast.“

Etwas Wesentliches würde in dem Bilde von Friedrich Braun fehlen, wenn wir nicht noch einen Blick auf sein Verhältnis zu seinen Freunden werfen wollten. Die gleiche verstehende, mitfühlende, mittragende Weitherzigkeit, die ihm in allen Lebensverhältnissen eigen war, kennzeichnet auch sein Verhältnis zu seinen Freunden. Nicht nur Gemeinschaft, auch engere Freundschaft gehört zu dem Bilde eines rechten Christen. Zu zwei und zwei hatte der Herr seine Jünger ausgesandt. Miteinander sind sie in seinem Auftrage in die Welt gezogen. So ist der Ausgleich die Ergänzung, die in der Freundschaft liegt, eine der großen Lebenshilfen bei der Erfüllung der Aufträge, die uns geworden sind.

Friedrich Brauns Leben ist reich an Freundschaft gewesen. Wir wissen bereits von seinem Schmerz über den Tod seines Herzensfreundes Gustav Müller im Kriege 1870. Die Freundschaft mit seinem Gefährten auf den Studienreisen, Gotthold Knapp, hat sein Leben lang gehalten, und sie ist befruchtend für beide gewesen. Die Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist besonders reich an bedeutenden Persönlichkeiten in der Kirche Württembergs. Die Namen von einigen der Männer, die zu Brauns Zeit Repetenten im Tübinger Stift waren, nannten wir bereits.

Ein besonders schönes Verhältnis verband Braun mit seinem Senior im Amt, Karl Gerok.

Nach Geroks Heimgang hat Braun seine Erinnerungen, vor allem seine persönlichen Beziehungen zu Gerok in einer kleinen Gedächtnisschrift festgehalten, aus der seine Liebe und Hochachtung zu seinem Senior und väterlichen Freunde in ergreifender Weise spricht.

Durch gemeinsame Beziehungen zu seinen Schwiegereltern Neef ist Braun auch in nahe Beziehungen zu Emil Frommel getreten. Zum Kirchtage im Jahre 1869 in Stuttgart war der damalige Barmer Pfarrer Emil Frommel im Neefschens Hause am Marktplatz einquartiert. Seitdem verband ihn eine warme Liebe mit dem Schwabenlande, so daß er sich zuweilen scherzweise als den künftigen Prälaten von Degerloch bezeichnete. Im Neefschens Hause war ihm auch Braun, der schon lange eine tiefe Verehrung für den Berliner Hofprediger fühlte, nähergetreten. Beide hatten viel Wesensverwandtes: die gleiche tiefe Innerlichkeit, die gleiche strömende Güte und Liebe, die sich durch nichts verbittern ließ, die gleiche künstlerische Ader, den gleichen wohltuenden Humor. Dabei auch, trotz aller Klarheit in bezug auf den Ernst der Zeit, doch den frohen Optimismus des

Christen, der seinem Gott zutraut, daß er auch Verworrenstes zurechtbringen kann. So ist es kein Wunder, daß beide Männer sich in herzlicher Freundschaft fanden. Dazu kam noch Frommels Freundschaft mit Gerok. Ueber diese Freundschaft sagt Braun: „Ich kenne kein anderes Beispiel, wie eine spät geschlossene Freundschaft durch natürliche Innigkeit sich entfaltet. Kostbar war es, die beiden im intimen Kreis und Ton verkehren zu sehen, sei es im Stuttgarter Weinberghaus, sei es in der Hirsauer Ruine.“ Eine besondere Fröhlichkeit der Teilnehmer weckte es, als auf dem Gustav-Adolf-Fest 1888 der „Silberne Gerok“ den „Goldenen Frommel“ leben ließ. Da Braun auch Anteil an dieser Freundschaft hatte, war es wohl ein seltener Bund von drei Hofpredigern, die sich im Besten und Tiefsten des Lebens gefunden.

Von Luther zu Gustav Adolf

„In Gottes Reich ein Baum, der von der Erden
ragt fruchtbeladen in den Himmel ein,
an Christi Leib ein treues Glied zu werden,
in seinem Tempel ein lebendiger Stein,
das, Christenmensch, sei deines Lebens Krone,
das, deutsches Volk, bring Luther heut zum Lohne!“

Dies ist der Schluß eines machtvollen Aufrufes, den Friedrich Braun zum 10. November 1883 „An das deutsche evangelische Volk“ gerichtet hat. Die ganze Glut eines Herzens, das sich zutiefst seinem Gott für sein Volk verantwortlich weiß, lodert darin. Mit heißer Sorge sieht er den falschen Weg der Bindung ans Irdische, den sein Volk eingeschlagen hat. In Luthers Weg durch tiefe Buße zur freien Gnade erkennt er die einzige Rettung aus dem drohenden Versinken im Sumpf der Sünde, sieht aber auch den frischen Quell, aus dem ein neues Leben strömt, ein

Leben, in dem Kirche und Schule im Frieden erbaut wird, wo eine gesegnete Eintracht im Volke herrscht, wo aber auch die Gaben des irdischen Lebens in Ehe, Familie, Freude an Gottes Schöpfung, mit all den kostbaren Gütern, die sie uns schenkt, in Luthers kindlich-fröhlichem Sinn mit dankbarem Herzen genossen werden.

Dies kraftvolle Gedicht, das etwas von Luthers Geist atmet, ist keine Einzeläußerung über Brauns Stellung zu Luther. Sein ganzes Wirken atmet etwas von Luthers Geist, ja, wir sagen wohl nicht zuviel, daß er eine gewisse Wesensverwandtschaft mit unserem großen Reformator hatte. In Wort und Schrift hat er gesucht, Luther in unserem Volk wieder zu erwecken. In Predigten und Vorträgen, im Konfirmandenunterricht und wo sich sonst eine Gelegenheit bot, wird er nicht müde, auf Luther hinzuweisen.

Der 400. Geburtstag Luthers am 10. November 1883 wurde Braun zum Anlaß, in einem Gedichtbüchlein eine besonders sinnige Geburtstagsgabe darzubringen. Aus älterer und neuerer Zeit hat er hierin zusammengestellt, was es an wertvollen Gedichten über Luther gab. Auch einige Zeitgenossen, nicht zuletzt er selbst, hatten Beiträge dazu geliefert.

Dabei hat er mit besonderem Geschick und Einfühlungsvermögen die bedeutsamsten Wendepunkte im Leben Luthers herausgegriffen, um sie poetisch zu gestalten.

Das bedeutsamste von Brauns Luthergedichten ist wohl „Der Protest zu Speyer“, die Erinnerung an den 19. April 1529, als deutsche Fürsten und Reichsstädte feierlich Protest einlegten gegen den Reichstagsabschied, was ihnen den Namen „Protestanten“ einbrachte. Wir bringen die letzten Strophen:

„Ihr Herren sollt es wissen:
Wir geben gerne nach,
nur nicht, wo das G e w i s s e n

in uns sein Amen sprach!
Das läßt sich nicht regieren
von Kaiser und von Reich —
darum: wir p r o t e s t i e r e n
vor Euch und wider Euch!
Das war der Tag von Speyer,
Und von dem Tage kam
der Name wert und teuer,
der P r o t e s t a n t e n Nam'.
Wie scharfes Schwertertönen,
wie ernster Geisterchor,
wie starken Sturmes Dröhnen
schlägt der an unser Ohr.
Der Name will entfachen
der heiligen Freiheit Licht,
nimmt uns in Glaubenssachen
für Gott allein in Pflicht!
Will da uns kommandieren
Papst, Fürst und Parlament —
wohlan, wir p r o t e s t i e r e n !
Gott führ's zum guten End!"

„Wir protestieren!“ Dies Protestieren hatte aber bei Braun in erster Linie nicht einen negativen, ablehnenden Klang, sondern wollte vor allem bejahend, aufbauend verstanden sein. Sein Protestieren war zugleich mit der Ablehnung aller falschen, oberflächlichen, äußerlichen, unwahren Scheinfrömmigkeit ein Bauen und Pflegen alles dessen, was aus der Wahrheit, aus dem Geiste des Evangeliums, wir dürfen mit Freuden auch sagen, aus dem Geiste Luthers stammte. Dazu dienten auch die seit zwei Jahrzehnten in Stuttgart eingebürgerten L u t h e r - f e i e r n. Die Feier des Jahres 1883 zu Luthers 400. Geburtstag gestaltete sich zu einer eindrucksvollen evangelischen Kundgebung, zu der Braun Bedeut-sames beitrug. Seitdem verging kaum ein 10. November, an dem er nicht das Wort ergriff, das bei

aller Gegenwartsnähe immer in die Tiefe führte, zum Kern der Bedeutung der Reformation durchdrang.

Lag ihm so die evangelische **L e h r e** brennend am Herzen, so ist es natürlich, daß ihm auch das evangelische **L e b e n** ein heißes Anliegen war. Dies Leben zu fördern und zu bauen, es zu schützen, wo es bedroht war, darin erkannte er seinen besonderen Auftrag. So war es natürlich, daß seine Blicke sich dorthin richteten, wo das Leben der evangelischen Gemeinden inmitten glaubensfremder Umgebung gehemmt oder gefährdet war.

In der oberschwäbischen Diaspora hatte er diese Verhältnisse kennengelernt. Seitdem hatten die Fragen der Diaspora in seinem Leben einen breiten Raum eingenommen. Er wußte sich für „die Gemeinden in der Zerstreuung“ mitverantwortlich und setzte sich, wo er nur irgend konnte, für sie ein. Ein großer Auftrag wartete auf ihn. Im Januar 1890 war Stadtpfarrer Lauxmann, der den Württembergischen Hauptverein bisher geleitet hatte, noch verhältnismäßig jung gestorben. Sein Nachfolger konnte nur Braun sein. Mit Freuden folgte er dem Ruf. Ueber vierzehn Jahre hat er den Württembergischen Hauptverein geleitet und ihm seines Geistes Stempel aufgeprägt, ihn auch nach der äußeren Seite zu einer noch nie erreichten Blüte gebracht.

Der Bannerträger des Gustav-Adolf-Vereins

Als Brauns Lebenswerk so früh abgebrochen und doch vollendet seinen Zeitgenossen vor Augen stand, ist gefragt worden, an welchem Ort das dankbare Gedächtnis den selten vielseitigen Mann suchen und sich vor die Seele stellen wird, ob unter den Kindern oder in der christlichen Jünglingswelt, im Verein oder auf dem Lehrstuhl, im Rat oder in der Seelsorge, auf der Rednertribüne oder auf der Kanzel?

Auf diese Frage antworten die „Blätter des Württembergischen Gustav-Adolf-Vereins“: „Die Gustav-Adolf-Leute sehen ihn als Mitkämpfer zum Sieg des Reiches Gottes, der die Heilsschätze und Kräfte des Evangeliums den entbehrenden Seelen in der Zerstreuung bringen will. Das Versprechen, in dem ihm stets teuren Gustav-Adolf-Werk dem Herrn, der Kirche und den lieben Brüdern in der Diaspora zu dienen, hat er in 14 Jahren treulich gehalten und neben einer sonst weit ausgebreiteten und vielseitigen Tätigkeit eine großartige Arbeit geleistet. Von den Freuden und Leiden eines Vereinsvorstands hat er manchmal in scherzhafter Weise erzählt. Aber welcher Ernst der Leistung war darin enthalten mit Briefen und Antworten, mit Besuchen und Herbergen, mit Raten und Sorgen, welche Arbeit der Verteilungsplan, da er ‚das Ministerium des Auswärtigen‘, sein treuer Freund und Genosse Römer das des ‚Innern‘ besorgte! Welche Mühe die Vorbereitung und Leitung der Feste! Die Mühe sah man ihm freilich nicht an. Mit strahlendem Angesicht, wie man sich in der Ernte und am Tage des Sieges freut, schritt er durch die Reihen, da ein verbindliches Wort, dort einen freundlichen Händedruck gebend, dann auf seinem Posten als Vorstand Rede und Antwort stehend in packenden, geist- und gemütvollen, sinnigen und innigen Worten.

Im Anbringen so vieler feinen, individuellen Züge und Striche in den Jahresberichten war er Meister. Gerade sie haben sich in vielen Herzen eingepägt und ihre werbende Kraft bewiesen, wie das Freudenkässlein der Pfarrtöchter, das Pensionsgeld einer Frau für den von ihr gepflegten Kanarienvogel einer verreisten Familie und anderes. Nicht vergessen sei Brauns Arbeit an den Blättern des Württembergischen Gustav-Adolf-Vereins, die damals in fast 50 000 Exemplaren in die evangelische Diaspora der

ganzen Welt hinausgingen und der Gemeinschaft der Heiligen dienten. Was mit F. B. unterzeichnet war, hat man immer zuerst gelesen. Besonders herzlich und gehaltvoll war das **K o n f i r m a n d e n b l a t t**, das den jungen Seelen die Herrlichkeit des evangelischen Glaubens und die Pflicht des Eintretens für die evangelische Kirche und für die Glaubensgenossen in der Zerstreung an das Herz legte.“

Unübertrefflich war seine Art, die Herzen der Jugend für die große Sache warm zu machen. Wir erhalten am besten ein Bild davon, wenn wir hier einen seiner Konfirmandenbriefe (Nr. 3 des Jahres 1901) wiedergeben:

Liebe Konfirmanden!

Ich habe allerlei zu tun; aber nichts tue ich lieber, als daß ich zur Feder greife, um dieses Blatt an Euch hinauszuschicken als Gruß zu Eurer Konfirmation.

Allerhand Konfirmationsfeiern tauchen vor meiner Seele auf: die eigene vor 36 Jahren, als der ehrwürdige Prälat Kapff mir in der Stuttgarter Stiftskirche den Denkspruch gab: „E s i s t d i r g e s a g t, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert; nämlich: Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott“; die tiefernste, als ich vor 7 Jahren in einem Dorf des Remstals die Kinder einsegnete, indeß der fromme Pfarrer — während des Schreibens der Denksprüche hatte ihn der Schlag getroffen in der Nacht vom Freitag auf den Samstag — als stille Leiche im Pfarrhaus lag. Am Freitag hatte er mit den Konfirmanden die Kirche geschmückt mit Kränzen und Girlanden — jetzt war alles wieder weggenommen, nur auf dem Taufstein lag ein großer umflorter Kranz, und umflort waren auch die Sträußchen, die die Knaben im Knopfloch trugen. Am Nachmittag durften die Konfirmanden,

unter denen zwei Töchter des Verstorbenen sich befanden, ihren Seelsorger noch einmal sehen. Fürwahr, dieser Besuch am Totenbett war auch ein ernster und hoffentlich lange nachwirkender Konfirmationsgottesdienst, der es tief in die Herzen prägte: „Um einen ewigen Kranz mein armes Leben ganz!“ Und wie viele Konfirmanden, die ich hier in 21 Jahren unterrichten und einsegnen durfte, stellen sich ein in meinem Gedächtnis — solche, die jetzt tüchtige Männer und Frauen sind, ja manche fromme Jünger und Jüngerinnen des Heilands; solche, die selig entschlafen sind — und leider auch solche, die den Weg der Sünde und des Verderbens gegangen sind, wie ich denn erst vor etlichen Wochen einen Brief aus einem norddeutschen Zuchthause erhielt, dessen Schreiber mit heißen Reuetränen zurückdenkt an seine Einsegnung und an seinen Abfall.

Und wieder stehen andre Konfirmanden vor meinem Auge: sie wandern stundenweit in ihren Unterricht, oft durch Schnee und Regen, sie können den weiten Weg nicht allzuoft machen, und darum fällt der Unterricht, der manchmal in der Wohnstube eines Bauernhauses erteilt wird, spärlich genug aus — das sind Konfirmanden aus der „Diaspora“, d. h. Kinder evangelischer Familien, die mitten unter Andersgläubigen, meist in katholischer Gegend, wohnen. Sie gehen häufig Jahr um Jahr in katholische Schulen und empfangen wenig oder gar keinen evangelischen Religionsunterricht. Da sieht es mit Liedern und Sprüchen natürlich oft übel aus, und es ist Gefahr, daß solche Kinder die Liebe zur evangelischen Kirche und zu ihren teuren Wahrheiten verlieren oder gar nicht gewinnen, weil sie sie nicht genügend kennen lernen, ja am Ende, daß gar kein rechter warmer Glaube in ihnen Wurzel faßt.

Um solchen Uebelständen und Gefahren abzuholfen, hat man allerlei angefangen. Man bringt die

Konfirmanden ein Jahr oder wenigstens ein halbes Jahr vor der Konfirmation in einer Familie in einem evangelischen Ort unter, damit sie dort die Schule und den Unterricht regelmäßig besuchen. Oder man sammelt Konfirmanden und auch jüngere evangelische Schulkinder in eigenen Häusern, wo sie einige Jahre lang eine zusammenhängende evangelische Erziehung und Schulbildung genießen. Das sind die „Konfirmandenhäuser“, wie wir in Württemberg eines haben in Altshausen in Oberschwaben, das zum Andenken an D. Martin Luther den schönen Namen „Martinshaus“ führt. Wieder etwas anderes sind die sogenannten „fliegenden Konfirmandenanstalten“. Ja, was ist denn das?, fragt Ihr. So höret: Da wird ein Häuflein von etwa 50 Konfirmanden sechs Wochen lang einquartiert in einem gastfreundlichen Bauernhaus. Da werden Betten und Schulbänke aufgeschlagen, die ersten bei Nacht, die zweiten bei Tag; freundliche Frauen oder Jungfrauen übernehmen die Beaufsichtigung und Versorgung der jungen Schar, unter der ja ängstliche und blöde Leutchen sich befinden. Alle Tage kommt der Pfarrer, oder es ist einer über diese Zeit auch ganz im Haus und streut den Samen und begießt. Oder auch er hobelt und zimmert an den jungen Glaubensgenossen, bis ein gewisses Ziel erreicht ist und sie miteinander können eingesegnet werden. Dann fliegt die Schar wieder auseinander in die heimatlichen Höfe und Hütten — und die Betten und Tische und Schulbänke werden zusammengepackt und verladen und reisen in einen anderen Bauernhof, um dem gleichen Zweck zu dienen.

Nun, nicht wahr, liebe Konfirmanden, das ist alles schön und gut, aber — wer zahlt denn die Schulbänke und die Betten, und wer baut denn die Konfirmandenhäuser und erhält sie, wie z. B. das in Altshausen? Die Eltern der Kinder der Diaspora sind

meist arm und können nichts oder nur wenig geben. Da muß die Liebe der Glaubensbrüder helfen, die leiblich und geistig besser daran sind, und sie hilft auch. Diese Liebe hat vor 69 Jahren in Erinnerung an den Heldenkönig Gustav-Adolf von Schweden, den Retter der Protestanten im 30jährigen Krieg, den Gustav-Adolf-Verein begründet mit dem besonderen Zweck, den armen Brüdern in der Diaspora zu helfen, natürlich nicht nur den Konfirmanden, sondern allen, alt und jung.

Der Gustav-Adolf-Verein hat bis heute (1901) gegen 5000 arme Diasporagemeinden unterstützt, fast 2000 Kirchen und Bethäuser, 900 Schulhäuser und 800 Pfarrhäuser, 600 Konfirmanden-, Waisen- und Diakonissenhäuser gebaut und erhalten. Aber seine Arbeit ist noch lange nicht vollbracht. Es eröffnen sich ihm immer wieder neue Gebiete und Aufgaben.

Wer füllt denn aber dem Gustav-Adolf-Verein immer wieder die Hände, daß er so reichlich geben und so fröhlich bauen kann? Nun, das tun die evangelischen Glaubensgenossen, das tut Gott durch sie, und dazu ruft er auch Euch auf, liebe Konfirmanden! Es ist ein köstlich Ding und ein Zeichen von der Herrlichkeit der evangelischen Sache, daß neben den Reichen, die Gold und Silber einlegen, gerade dem Gustav-Adolf-Verein so viele Scherflein zufließen, von einfachen, selbst bedürftigen Leuten, von Witwen, von Kindern. So erhielt ich vor kurzem von einem Jüngling für den Verein 10 Mark mit folgendem Brieflein: „Hochgeehrter Herr Vorstand des Gustav-Adolf-Vereins! Ich sende hier ein Gustav-Adolf-Scherflein zum Dank gegen den gütigen Vater im Himmel, daß er mir bis daher meine gesunden Glieder erhalten hat, und auch ferner, so es sein Wille ist, erhalten wird, indem ich Tag für Tag an einer Maschine arbeite und die Hände immer an den

Messern habe. — Der Herr möchte die kleine Gabe segnen. Herzlich grüßt

Fabrikarbeiter.“

Ein anderes Brieflein mit 15 Mark lautet also: „Geehrter Herr Vorstand des Gustav-Adolf-Vereins! Hier sende ich Ihnen 15 Mark für unsere Brüder und Glaubensgenossen in Oesterreich. Bitte die geringe Gabe von einem armen Tagelöhner nirgendshin zu verwenden denn für Oesterreich, sei es dann für Kirchen oder was es sein mag.“

O wie erfreuen solche Briefe und solche Gaben — nicht bloß mich, sondern die Brüder in der Diaspora, ja die Engel im Himmel und den Herrn, der gesprochen hat: Geben ist seliger denn Nehmen!

Nun greift auch Ihr in Eure Sparbüchsen, liebe Konfirmanden, und opfert ein fröhliches Dankopfer für die Glaubensbrüder, zumal für die Mitkonfirmanden in der Diaspora — Nickel, Silber, Gold, was Ihr vermöget. — Auch auf andere Weise noch könnt Ihr helfen. Die Leute in der Diaspora, die oft gar einsam wohnen, sollten gute Sachen zum Lesen bekommen. Welch große Freude solche Schriften bereiten, zeigt nachfolgender Brief, den ein Lehrer in Oberösterreich an Fräulein Haug geschrieben hat: „Sehr geehrte Kinderfreundin!

Soeben trägt mein 11jähriger Sohn von der eine Stunde entfernten Post mit einem Freunde 3 Pakete lieber Schriften heim und, wie ich daraus ersehe, kommen dieselben aus meiner Heimat Württemberg, was dieselben doppelt lieb und wertvoll macht. Welch köstlicher Inhalt! Lauter gute alte Freunde und treue Bekannte seit Jugend auf! Gar lieb ist die Art, wie diese Blätter zusammenkamen. Wenn ich poetisch wäre, würde ich meinen Dank in Versen abstaten, so aber bin ich sehr prosaisch veranlagt, was wohl von meiner aufreibenden Arbeit an einer

„einklassigen“ Schule (7 Jahrgänge gleichzeitig unterrichten) herrührt, und sage der werten Sammlerin und den lieben Kindern und Erwachsenen, die solche Schriften-Pakete halfen zusammentragen, ein einfaches „Vergelts Gott!“ Bin überzeugt, daß ich mit denselben meinen meist armen Schülern eine große Freude machen werde, wenn sie am Montag in jedes Haus ein gebundenes Exemplar mitnehmen dürfen.“

Andern Freude bescheren — das ist die größte Freude, die wir uns selber bereiten können. So soll es auch mir eine Freude sein, wenn diese Blätter Euch Freude machen und Euch anregen zu der unerschöpflichen Freude des Gebens und des liebevollen Sorgens. Damit Gott befohlen!
F. B.“

Seit Friedrich Braun dies geschrieben, sind über 50 Jahre vergangen. Es hat sich unendlich vieles seitdem gewandelt. Die Not der Evangelischen in der Diaspora ist die gleiche geblieben. Nein, nicht nur das: sie ist ins Ungemessene gewachsen. Darum sind auch die Aufgaben des Gustav-Adolf-Vereins gewachsen. Freilich haben sie sich mit der Not gewandelt. Damals hatte der Gustav-Adolf-Verein die Möglichkeit, fast alle evangelischen Glaubensgenossen jenseits der deutschen Grenzen zu erreichen. Heute sind ihm viele Türen, vor allem jenseits des Eisernen Vorhangs, verschlossen. Dafür aber klopft die Not noch viel unmittelbarer an unsere Tür, ja sie steht in Gestalt unserer heimatvertriebenen Glaubensgenossen mitten unter uns. Wie würde Braun heute seine Stimme erheben, um uns wachzurütteln zur Tat der Liebe! Wie würde er an unsere Herzen klopfen, unsere Gewissen mahnen, die Brüder nicht zu vergessen, die die Not der Zeit am härtesten getroffen, und die noch dazu oft genug mitten in andersgläubiger Umgebung den Trost des Wortes Got-

tes entbehren müssen. Was wir hier von unserer Verantwortung im Dienst an „des Glaubens Genossen“ gelesen, das soll uns noch heute Mahnung und Ermunterung sein zu diesem Dienst.

Stärker noch als durch das geschriebene wirkte Braun durch das gesprochene Wort. Die werbende, wegweisende, die Herzen erwärmende Wirkung seiner Rede war unübertrefflich. Hier konnte das Leuchtende, ja wir dürfen wohl sagen das Liebedurchglühte seiner Persönlichkeit erst ganz zur Geltung kommen; hier tat auch sein köstlicher Humor seine Wirkung; hier durfte man vor allem tiefe Blicke in sein Herz tun, das für die heilige Sache glühte.

Wir gewinnen am ehesten einen Eindruck davon, wenn wir einige seiner Reden mit nötigen Kürzungen wiedergeben, wie wir sie in den Jahresberichten des Württembergischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung finden, dicken Bänden, denen man es ansieht, daß sie aus den Trümmern Stuttgarts herausgeholt worden sind, und den Berichten des Zentralausschusses in Leipzig.

Im Jahre 1894 hatte Braun die Leitung der 47. Hauptversammlung in Darmstadt. Zur Begrüßung sagte er:

„Herzlich begrüße ich Sie alle, die sich so zahlreich auch jetzt wieder im Gotteshaus eingefunden haben; eine große, ich möchte sagen im besten Sinne, eine gemischte Gesellschaft. Das ist ja das Köstliche und das Einzigartige im Gustav-Adolf-Verein, daß er die verschiedenartigsten Elemente unter seiner Fahne sammelt. Für jeden hat er eine besondere Anziehungskraft, jedem bringt er eine besondere Freude, jedem gibt er besondere Gelegenheit, sein Pfund zu verwerten. So sammeln sich im Gustav-Adolf-Verein die Männer und Frauen, die Kinder und die Alten. Den Männern gefällt am Gustav-Adolf-Verein das Mannhafte des Namens und des Wirkens, es ge-

fällt ihnen das Weitherzige seines Wesens. Die Frauen zieht besonders zum Gustav-Adolf-Verein der weibliche Zug, das weibliche Mitleid mit den Bedrängten, mit den Hilfsbedürftigen und die im Vereinswerk ihnen gebotene reiche Gelegenheit zu recht konkreter Mitarbeit. Wie können sie doch in unserem Verein nicht bloß die Herzen, sondern auch die fleißigen Hände regen im Dienste der Brüder in der Diaspora! Auch die Kinder sind treue Freunde des Gustav-Adolf-Vereins, warum? Weil es etwas so kindlich Einfaches, leicht Verständliches ist um unsere Zwecke, um das Kirchen- und Schulen- und Konfirmandenhäuserbauen, lauter Dinge, die so nahe verwandt sind, die so innig sich berühren mit dem Interessenkreis der Kinder, mit ihrem kindlich warmen Glaubensleben. Die Erwachsenen fühlen sich, wo sie einen ernsten Blick und ein Verständnis für das Leben und für die Gegenwart haben, unserem Verein immer mehr zugetan, je mehr es ihnen zum Bewußtsein kommt und zur Erkenntnis wird, daß unter vielen Hilfswerken und Liebeswerken der Gegenwart doch die die wichtigsten sind und die bleibendsten in ihrer Frucht, die das innere Fundament des Menschen, das Religiöse, stärken. In dieser Weise könnte ich fortfahren. Ich will es aber nicht tun und davon reden, wie in unserem Verein auch sich begegnen die Wohlhabenden und die Armen, die Geistlichen und die Gemeindeglieder, die Städter und die Landleute. Ein kleines Beispiel lassen Sie mich doch erzählen, das uns in Württemberg in den letzten Wochen außerordentlich gefreut und gestärkt hat. Da hat eine einfache Person, eine höchst bedürfnislose Bauernfrau, 25 000 Mark dem Württembergischen Hauptverein vermacht. Als diese überraschende Kunde auf unserer Hauptversammlung in Kirchheim unter Teck mitgeteilt wurde, da konnte ich nicht anders als sagen: „Größer noch als meine Freude

über die Gabe unmittelbar, über die Unterstützung, die dadurch uns gewährt wird, ist meine Freude darüber, wie groß die Kräfte des Glaubens und der Liebe doch sind, gerade in unserem deutschen Landvolke. Solange das der Fall ist, solange geht es nicht abwärts mit unserer evangelischen Kirche'."

Eines der eindrucksvollsten Gustav-Adolf-Feste war die Hauptversammlung in Köln vom 1.—3. Oktober 1901. Der Verein durfte, dank dem Entgegenkommen der Stadtverwaltung, im herrlichen, althistorischen Gürzenich-Saale tagen. Wieder hatte Braun die Leitung. Er verstand es, dies Fest, ohne den zum Teil katholischen Gastgebern zu nahe zu treten, zu einer eindrucksvollen evangelischen Kundgebung zu gestalten. Hier sagte er unter anderm:

„Verehrte Anwesende, es ist etwas Selbstverständliches und braucht kaum gesagt zu werden, daß uns, dem Gustav-Adolf-Verein, nichts ferner liegt, als den Frieden zu stören und die große Mehrheit der Bevölkerung dieser Stadt in irgendwelcher Weise in ihrem religiösen Empfinden zu verletzen. Aber ich gehe noch einen Schritt weiter: Wir sind nicht so beschränkte oder engherzige Leute, daß wir blind wären oder unser Auge verschließen würden für die großen Geisteskräfte und die geistigen Schöpfungen, die die Signatur des mittelalterlichen Christentums tragen, und die hier in Köln so reichlich und so herrlich sich verkörpern. Wir bewundern sie und lernen dankbar von ihnen, und auch was in ähnlichem Geiste im heutigen deutschen Katholizismus sich vollzieht, das erweckt unseren Respekt, das weckt unsere Sympathie und unsere Bereitschaft zu gemeinsamer Arbeit.

Aber niemals freilich werden wir so unfrei und unselbständig werden, daß wir uns scheuen, die großen Fortschritte und Vorzüge zu bekennen, die die Reformation uns gebracht hat. Niemals werden wir es

unterlassen, laut zu preisen und immer besser uns anzueignen die geistige Herrlichkeit des Protestantismus mit seiner Gewissens- und Geistesfreiheit, die geistliche Herrlichkeit unserer evangelischen Kirche mit ihrer Bibel, mit dem unmittelbaren Verhältnis zu Gott und Christus, mit dem allgemeinen Priestertum. Gewiß, diese geistliche Herrlichkeit unserer Kirche ist ein Grundakkord unserer Gustav-Adolf-Freude, sie bildet den Ausgangspunkt unserer Gustav-Adolf-Arbeit. Wozu wollten wir in der Diaspora Kirchen und Schulen bauen, wenn wir nicht wüßten, es wird in diesen Kirchen und Schulen Herrliches geboten, das unsere Glaubensbrüder anderswo nicht finden würden!"

Als nach der Ueberreichung der großen Festgabe von 147 380 Mark der stürmische Beifall der tausendköpfigen Versammlung sich gelegt hatte, sagte Friedrich Braun in seinem Dankeswort:

„Teure Freunde! Es geht mir und Ihnen allen gewiß wie der Königin von Saba bei ihrem Besuch bei Salomo; ich muß sagen: Liebes Rheinland, ich habe viel gehört von deiner Weisheit, von deinem Reichtum, von deiner Liebe; aber was ich jetzt gesehen habe, ist mehr, als was ich gehört habe. Oder, um von dem Alten Testament ins Neue hinüberzugehen, von der Königin von Saba zu den Heiligen drei Königen: Köln ist ja die Stadt der Heiligen drei Könige vom Morgenlande, und diese drei sind nicht nur drüben im Dome, sie sind eingekehrt bei uns im Gustav-Adolf-Verein mit Weihrauch, Gold und Myrrhen. Weihrauch ist emporgestiegen in unserem Gottesdienst; von den bitteren Myrrhen berichten uns unsere Brüder aus der Diaspora, und das Gold ist eben von den teuren Liebesboten niedergelegt worden, nicht vor dem Zentralvorstand, nicht vor dem Gustav-Adolf-Verein, sondern vor dem Herrn, der die Herzen gelenkt hat und die Hände geöffnet und

sein Wort erfüllt hat: Mein ist beides, Silber und Gold. Nehmen Sie denn, teure Herren und Brüder, den innigsten Dank des Zentralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins und der ganzen evangelischen Diaspora für diese unaussprechlich schönen und reichen Gaben, die im Gesamtbetrag von 147 000 Mark, wenn ich recht gezählt habe, uns überreicht worden sind. Nehmen Sie diesen innigen Dank alle gleichermaßen, und entschuldigen Sie es, wenn ich nicht einem jedem mit der gebührenden Ausführlichkeit danke. Ich weiß nicht, was uns mehr rührt, die Gabe aus den Pfarrhäusern, wo wahrlich Gold und Silber im allgemeinen rar sind, die Gabe der Lehrer, die so erhebend ihren Zusammenhang mit der evangelischen Kirche bezeugt haben im gegenwärtigen Moment, wo so manche Mißverständnisse bestehen zwischen Kirche und Schule. Lassen Sie mich innig danken allen in der Stadt, in der Diözese Köln, in der ganzen Rheinprovinz, im Bereich des Evangelischen Bundes wie des Gustav-Adolf-Vereins, den Reichen, die viel eingelegt haben, und den Armen, den Witwen, die ihr Scherflein beigesteuert haben! Wenn ich das überschauende, was uns eben übergeben worden ist, so werde ich erinnert an die lieblichen und stattlichen Nebenströme des Rheins, die in Ihrem gesegneten Lande die Fluten des Altvater Rhein von beiden Seiten verstärken. Nun, so scheint mir's, sind Ihre Gaben Segensfluten, die von allen Seiten den Liebesstrom des Gustav-Adolf-Vereins mehren. Ich überlasse ihnen, den einzelnen Gruppen, mit wem sie sich am liebsten vergleichen wollen, ob mit der Nahe oder mit der Ahr, oder mit der Mosel oder Ruhr, ich bin mit der Geographie des Rheinlandes nicht so vertraut, um die Größenverhältnisse hier entsprechend aufzuführen."

Nach dieser Ansprache ermunterte Friedrich

Braun zu weiteren Gaben bei der Kollekte, die noch am Abend eingesammelt werden sollte. Er sagte:

„Gestern abend ist es unterlassen worden, eine Kollekte in dieser Saale zu veranstalten, heute in der öffentlichen Hauptversammlung im Vereinshaus ebenfalls. Heute abend wird es geschehen. Wir stehen ja nicht so, daß wir denken: Jetzt ist genug gegeben — wir haben von unendlich reichen Gaben gehört — im Gegenteil, jetzt sind wir erst recht im Zuge, auf diese großen Gaben folgen jetzt die kleinen — es dürfen auch große Gaben sein —, und ich mache den Vorschlag, da zwei gute Gelegenheiten zum Geben versäumt wurden, gestern abend und heute vormittag, so gibt jeder, der überhaupt etwas gibt, das Dreifache von dem, was er sonst gegeben hätte. Wer also sich vorgenommen hätte, 50 Pfennig zu geben, — das ist im allgemeinen das Minimum bei solchen Gelegenheiten —, der gibt jetzt 1.50 Mark; wer drei Mark geben wollte — das wurde vorhin als eine kleine Gabe bezeichnet —, der gibt jetzt neun Mark oder gleich zehn Mark und so weiter aufwärts. Aber auch kleinere Gaben, wenn sie mit warmem Herzen gegeben werden, sind willkommen. Ich erinnere an ein Verschen, mit dem einst in Württemberg eine Gabe gegeben wurde:
Fast muß i mi genire, mei Gab' sei gar zu klein;
doch langt's net zu 'me Kirchle, so langt's doch zu
'me Stein.“

Der Stadtdekan

„Ich habe mehr gearbeitet denn Sie alle“, dies Pauluswort hätte Friedrich Braun wohl schon in der Mitte der 90er Jahre von sich sagen können, und doch war er noch nicht auf der Höhe seiner Wirksamkeit angelangt. So weitspannend sie auch war, so war sein Hauptamt, das des Schloßkaplans oder

Hofpredigers, wie es später hieß, doch nur ein bescheidenes geblieben. 18 Jahre hindurch war dieser hochbegabte Mann und begnadete Prediger fast nur auf die Nachmittags- und Abendgottesdienste in der verhältnismäßig kleinen Schloßkapelle angewiesen geblieben. Nach Geroks Tode wäre es wohl zu erwarten gewesen, daß Braun sein Nachfolger wurde. Aber der König zog den ihm persönlich befreundeten Prälat Schmid vor. Die Art, wie Braun sich ohne jede Bitterkeit in seine Stellung gefunden, gehört mit zu den schönsten Zügen dieses wahrhaft demütigen Christen. An äußeren Ehren fehlte es nicht. Der König schmückte ihn mit einem Orden, der dem Träger das Adelsprädikat gab. Zweimal wurde er in die Synode gewählt. Der Titel eines Oberkonsistorialrats wurde ihm verliehen.

Endlich durfte er im Jahre 1897 mit 47 Jahren auch die amtliche Stellung bekleiden, auf der seine Gaben der gesamten Kirche seiner Vaterstadt zugute kommen sollten. Der erste Pfarrer der Hospitalkirche, der auch als Schriftsteller bekannte Weitbrecht, wurde in die Prälatur zu Ulm berufen. Zu seinem Nachfolger wurde Braun bestimmt. Am 20. Dezember 1897, genau an dem Tage, an dem er vor 18 Jahren seine Antrittspredigt in der Schloßkapelle gehalten, nahm er auf der Kanzel Abschied von der alten Gemeinde. Dies fiel ihm in mancher Beziehung nicht leicht. Mit der Zeit hatte sich eine bedeutende Personalgemeinde um ihn gesammelt. Vor allem aber waren seine Gottesdienste trotz der ungünstigen Stunden von Jahr zu Jahr eifriger besucht worden. Am 23. Januar 1898 hielt er seine Antrittspredigt in der Hospitalkirche. Es wird wohl wenig Veröffentlichungen von ihm geben, die uns so tief in sein Herz blicken lassen wie diese Predigt über Römer 12, 17 bis 21 und das Thema: „Was die Gemeinde von einem evangelischen Prediger und Seelsorger erwar-

ten kann, was er ihr zu bringen hat.“ Als erstes nennt er **L i p p e n**, die nicht menschliche Klugheit, sondern **g ö t t l i c h e W e i s h e i t** verkündigen. Zweitens ein **H e r z**, das **F r i e d e n** sucht und Liebe übt. Und zum dritten: den Willen, das **B ö s e** mit dem **G u t e n** zu **ü b e r w i n d e n**.

Bedeutungsvoll und besonders charakteristisch für Braun sind die Worte, die er über seine Stellung zu seinem Amt sagt: „Es gibt wohl keinen anderen Beruf, der so wie der geistliche bloß in der **L i e b e** richtig gefaßt und getrieben werden kann. Gewiß, Liebe tut überall wohl, macht jeden Dienst doppelt wertvoll. Aber doch kann am Ende ein anderer Beruf auch ohne Liebe, zwar nicht gottgefällig, aber in seiner Art tüchtig erfüllt werden. . . . Anders bei Pfarrern. Unser Zeugnis wäre ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ohne Liebe. — Das geistliche Amt kann zumal in der Gegenwart, da ihm viel von der früheren äußeren Stellung genommen und manches Schwere und mancher Widerspruch erwachsen ist, kaum übernommen werden ohne Liebe — dankbare Liebe zum Herrn, die gern von ihm zeugt, und herzliche Liebe zu den Brüdern, die ihnen im Evangelium das Beste bringen will. In aufrichtiger Liebe bin ich der Gemeinde verbunden gewesen, an der ich jetzt 18 Jahre stand, und von der mir das Scheiden nicht leicht geworden ist. Aufrichtige Liebe bringe ich dir heute entgegen, teure Gemeinde, dir im ganzen, deinen einzelnen Gliedern und Häusern, den Gesunden und den Kranken, den Reichen und den Armen, den Alten und den Jungen, den Gerechten und den Zöllnern und Sündern.“

Wie grundlegend hatte sich Friedrich Brauns Stellung, aber auch die Art seiner Aufgabe mit dem Ruf an die Hospitalkirche, mit dem die Uebernahme des Stuttgarter Dekanats verbunden war, geändert! In der Schloßkapelle bei den Nachmittags- und Abend-

gottesdiensten freilich eine vollbesetzte Kirche, doch nur wenige Hundert Hörer. Jetzt die Riesenhalle der alten Kirche mit Tausenden von Gemeindegliedern und auswärtigen Gottesdienstbesuchern! Trotz der Größe der Kirche drang seine helle, weittragende Stimme bis in den letzten Winkel. So erzählt z. B. ein Schwerhöriger, eine neue Welt sei ihm bei Brauns Predigt aufgegangen, als er trotz seines beschränkten Gehörs die Botschaft von der Kanzel voll verstehen konnte.

Es gab in Stuttgart viele lebendige Zeugen. Aber eine so tiefe, kraftvolle Verkündigung des Evangeliums und noch dazu in schöner, künstlerischer Form wie in der Hospitalkirche hörte man nicht in vielen anderen Kirchen.

Friedrich Braun hat geäußert, daß ihm die Aufgabe des Predigens von Jahr zu Jahr ernster und bedeutender werde, und daß ihm die Predigten je länger je mehr Arbeit und Vertiefung kosteten. Wir dürfen das wohl auch als Zeugnis nehmen, wie sein eigener Christenstand immer mehr in der Tiefe gewurzelt war, und wie es ihm erging wie dem Brunnengräber, dessen Arbeit um so schwieriger wird, je mehr es in die Tiefe hinabgeht. Aber umso näher kommt er auch dem Strahl köstlichen, lebendigen Wassers.

„Lebendigkeit und Festigkeit“, das waren die Merkzeichen seiner Arbeit im neuen Amt. Lebendigkeit und Festigkeit hat er auch bewiesen, als auf der Synode die Wogen im Kampf um das Apostolikum hochgingen. Wie ein Fels im Meer stand er gegen die Angriffe einer Reihe von liberalen Pfarrern auf unser teures Bekenntnis. Er fand eine Ueberfülle von Aufgaben vor. Stuttgart gehörte zu den Großstädten, die in den letzten Jahrzehnten beängstigend schnell gewachsen waren. Große neue Viertel waren entstanden; aber die Versorgung mit Kirchen und Gemeindehäusern hatte damit nicht Schritt gehalten.

Obwohl Braun in den 18 Jahren an der Hofkirche jeder kirchlichen Verwaltungsarbeit völlig fernge-standen hatte, fand er sich dank seiner Elastizität mit überraschender Schnelligkeit hinein. Der Neubau von Kirchen wurde ihm ein heißes Anliegen. Aber das Ziel konnte nur durch Erhebung von Kirchensteuern erreicht werden. Dazu gab es endlose Verhandlungen mit der Stadtverwaltung. Sie hatte damals eine sozialdemokratische Mehrheit, die in jener Zeit allen kirchlichen Fragen ablehnend, ja feindlich gegenüberstand. Trotzdem gelang es Braun, wir können wohl sagen infolge seiner „Lebendigkeit und Festigkeit“, wenn auch erst nach endlosen Verhandlungen, die nötige Kirchensteuer durchzusetzen. Eine ganze Reihe von Kirchen, so die Johanneskirche am Feuersee, die Pauluskirche im Westen, die Petruskirche, sind zu seiner Zeit entstanden. Neue Bauplätze, besonders für die Rosenbergkirche und die Markuskirche, wurden erworben und der Grund zu ihrem Bau gelegt.

Noch eine weitere Frage war es, die ihm besonders am Herzen lag, und worin er die Mitarbeit der Stadtverwaltung zu gewinnen suchte: die Frage der **S o n n t a g s h e i l i g u n g**. Seit seinem Aufenthalt in England war er überzeugt, daß das englische Volk seine Machtstellung größtenteils der Treue gegen dies Gottesgebot verdankt. Er hat eigentlich während seiner ganzen Amtszeit, beginnend mit seinem Pfarramt in Eßlingen, einen Kampf um den rechten Sonntag geführt und damit verbunden um den arbeitsfreien Samstag-Nachmittag. Er hat sein Ziel nicht so, wie er es erhofft hatte, erreicht. Aber eine gewisse Beschneidung der schlimmsten Auswüchse durch die städtische Gesetzgebung ist ihm doch gelungen. Vor allem aber ist es wohl auch seiner warmherzigen Güte und aufbauenden Art zuzuschreiben, daß die Stellung der Sozialdemokratie in

Stuttgart der evangelischen Kirche gegenüber eine starke Wandlung durchmachte. Was unter solchen Verhältnissen für die Kirche erreicht werden konnte, hat Braun erreicht.

Wie er die überwältigende Arbeitslast, die auf ihm lag, hat tragen können und man ihm doch auf keinem von all seinen Arbeitsgebieten ein Versagen hat anmerken können, ist kaum zu begreifen. Aus seinen Briefen ist allerdings zu ersehen, daß er den Druck empfunden hat. Vor allem litt er darunter, daß er außer zu seiner Predigtvorbereitung kaum zu wirklichen Geistesarbeiten kam. So schreibt er der Mutter am 31. 12. 1902, nachdem er von einem Ausflug erzählt, den er mit einigen befreundeten jungen Leuten in Kaltenthal gemacht: „In Heßlach kann man die Trambahn besteigen. Hier wurde ich besonders feierlich von den Schaffnern begrüßt, weil ich am Stephanstag abends 10 Uhr bei einer vom Christlichen Verein Junger Männer für die Angestellten der Straßenbahn veranstalteten Weihnachtsfeier die Festrede gehalten hatte. Bei 13 solcher Feiern bin ich gewesen. Und am Erscheinungsfest kommt noch die bei den Bäckern im Christlichen Verein Junger Männer. Das ist ein bißchen viel, und doch auch schön mitzuerleben, wie die Weihnachtsfreude wirklich a l l e m Volk widerfahren ist, und wie mit den äußeren Gaben doch auch das süße Weihnachtsevangelium zu allen dringt. Das hat mich sehr bewegt, z. B. bei den Blinden in der Nikolauspflege, bei den Armen im Armenhaus, bei den Mädchen in Oberurbach.“

Und in einem anderen Brief heißt es, bezugnehmend auf einen Vortrag seines Bruders: „Wie gern möchte ich auch wieder zu solcher Geistesarbeit kommen; aber es drängt sich bei mir zu vielerlei zusammen täglich, fast stündlich.“

Und nun lassen wir noch das Bild auf uns wirken, das ein Zeitgenosse von ihm zeichnet: „Wer einmal die hohe, schlanke, imponierende Gestalt mit dem feinen, durchgeistigten Angesicht gesehen, der vergaß sie nie wieder. Und sein Wesen war so schlicht und einfach, daß kleine Kinder zutraulich ihn begrüßten, daß jedermann ihn lieben mußte. Sein Leben war ein Leben unermüdlicher Arbeit voll vielseitiger Kräfte des Geistes und des Gemütes. Sein Standpunkt war der der ökumenischen Weitherzigkeit, dem nichts Christliches und Menschliches fremd war.“

Die Kaiserreise ins Morgenland

Es wird wenig Menschen geben, denen nicht irgendwie ein Ziel ihrer Sehnsucht vor der Seele steht. Da mag es sein, daß man bei einer Gebirgswanderung plötzlich bei einer Wegbiegung sonnenbeleuchtet eine Stadt auf dem Berge gesehen hat. Das Bild hat sich der Seele eingepägt, und es ist wie ein leises Locken und Rufen geblieben, doch einmal dieses ferne Ziel zu erreichen.

Wie sollte ein so tief veranlagter Mensch wie Friedrich Braun mit so reichen künstlerischen Gaben solch eine Sehnsucht nicht kennen! Sein Zug ging in die Weite. Die Arbeit im Gustav-Adolf-Verein hatte ihn die Blicke weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus richten lassen. Am liebsten hätte er persönlich all die Auslandsgemeinden aufgesucht, denen er im Rahmen des Vereins hatte dienen dürfen. Doch nur ein einziges der Länder, in das seine Gedanken leichtbeschwingt zogen, hat er außer dem benachbarten Oesterreich persönlich schauen dürfen. Das aber ist lebensbestimmend und lebensentscheidend für ihn gewesen. Es war das Heilige Land und Jerusalem, in dem jeder Christ, der seine

Bibel kennt und liebt, doch mehr oder weniger daheim ist.

Im Schwabenlande gingen mannigfaltige Beziehungen nach Palästina. In den 60er Jahren hatte der Sohn des Gründers von Korntal, Hoffmann, die Tempelkolonie bei Jaffa gegründet und eine Reihe württembergischer Familien nach sich gezogen, denen im Laufe der Jahre noch weitere gefolgt waren. So wob sich ein lebendiges Band von Württemberg ins Morgenland. Der Jerusalem-Verein, der für die evangelischen Anstalten und Gemeinden in Palästina sorgte, hatte in Württemberg besonders viele Mitarbeiter.

Im Jahre 1894 war auch Friedrich Braun dem Jerusalem-Verein beigetreten und in den Ausschuß gewählt worden. Wie bei all den vielen Vereinen, in denen er mitarbeitete, hatte er nicht nur seinen Namen gegeben, sondern war die treibende, bewegende Kraft. Ueberall, wo er mitarbeitete, merkte man bald, daß es voranging. So auch im Jerusalem-Verein. Der Name der Heiligen Stadt hatte schon lange durch sein Leben geklungen. Eins seiner Lieblingslieder, das er auch in den Vereinen immer wieder singen ließ, war das gewaltige „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir!“ Und seine Gedanken sind dabei nicht nur ins himmlische Jerusalem gezogen, sondern ein leises Sehnen hat auch dem Schauen des irdischen Jerusalems gegolten und seinen heiligen Stätten.

Im Jahre 1898 sollte dies Sehnen zum ersten Male Erfüllung finden. Kaiser Wilhelm II. hatte auf dem Platz, auf dem einst die Kirche der Johanniter gestanden, die Erlöserkirche gebaut. Deutschland stand ja damals in nahen, freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei. Die Einweihung der Kirche am Reformationsfest 1898 sollte vor den Augen der Morgenländer ein Bild der Machtentfaltung des Deutschen Rei-

ches bieten. Ein imposanter Zug nach Palästina wurde veranstaltet, an dem neben dem Kaiser und der Kaiserin, hohen Würdenträgern und Militärs, auch eine große Anzahl evangelischer Kirchenmänner teilnehmen sollten. Auch Friedrich Braun erhielt eine Einladung. Er nahm sie mit großer Freude an. Die Eindrücke, die er damals im Morgenlande empfing, hat er in einer Fülle von Vorträgen und Aufsätzen weitergegeben. Die Aufsätze sind größtenteils in einem Büchlein „Bilder aus dem Morgenlande“ zusammengefaßt. Wir verfolgen seine Reise an der Hand seiner Schilderungen.

Ueber die Seereise erzählte er am 17. Oktober 1898:

„Beginnen wir mit der Periode unserer Fahrt, da das Schiff, die „Mitternachtssonne“, sich schon dem Morgenland naht. Hinter uns liegt Messina mit seinen stattlichen Palästen und zerklüfteten Bergen. Hinter uns die sizilianische Küste; der Aetna hat uns den Abschiedsgruß Europas majestätisch entboten, nun ist nichts um uns als Meer, das weite blaue Meer, ja so wunderbar tiefblau, wie es eben nur das Mittelmeer sein kann; bald spiegelglatt lag es da, bald leicht gekräuselt. Aber einsam fühlen wir uns nicht, wimmelt doch das Deck von Menschen, von alten Bekannten und von solchen, die durch die gemeinsame Reise, den idealen Sinn und Zweck dieser Reise rasch zu Freunden werden. Geistliche der verschiedenen Landeskirchen und theologischen Richtungen und Johanniterritter; jugendliche, elastische Gestalten, denen man den Offizier sofort ansieht, und ehrwürdige Greise, die das 70. Lebensjahr längst überschritten haben; Männer in den höchsten öffentlichen Stellungen. Zwischen den Deutschen von Nord und Süd die stattlichen Gestalten der zwei skandinavischen Bischöfe, die Schweden und Norwegen vertreten, dazu ein reicher Flor von be-

geisterten und mutigen Frauen und Jungfrauen, darunter zwei Diakonissen; selbst ein junges Ehepaar, das auf diesem ungewöhnlichen Weg seine Hochzeitsreise machte, so wogt's durcheinander; da steht eine Gruppe in lebhaftem Gespräch und sucht zu ergründen, wo wir uns jetzt befinden, da spielen zwei ihr Schach, viele liegen halb schlummernd im behaglichen Deckstuhl. Da ergötzen sich etliche am munteren Spiel der Delphine, die mit possierlichen Purzelbäumen den Bug umgaukeln; hier schreibt einer schon „Reisebriefe“, da photographiert einer die ahnungslosen Mitpilger; dort vertieft sich einer noch in die letzte mitgebrachte, bereits veraltete Zeitung mit einer gewissen Wehmut — denn die zeitunglose Zeit beginnt, und sie ist keine so schreckliche Zeit, wenn man auch einmal drei bis vier Wochen nichts liest von Spanien und Amerika, von der Frauenfrage, von der württembergischen Verfassungsrevision und vom Stuttgarter Rathausbau. Das Meerleben hat in dieser Beziehung wie in manch anderer etwas Befreiendes. Befreiend auch — wenigstens auf unserem Pilgerschiff — von allem Modewang. Als es heiß und heißer wurde, da tauchten wie ein Vorspiel orientalischen Lebens die buntesten und unwahrscheinlichsten Blusen und Jacken, Schleier und Mützen auf. Einsam thronte der Zylinder nur auf einem Haupt und blieb dort sitzen, auch als der Inhaber später auf einem Kamel um die Pyramiden ritt und botanisierend durch die Felswüste von Juda zog. Wer aber den Träger dieses Zylinders für eine komische Figur hätte halten wollen, der täuschte sich gar sehr; es war einer der geistvollsten und liebenswürdigsten Fahrtgenossen, der allmählich, ich möchte sagen, der allgemeine Schiffseelsorger geworden ist. Am schönsten war es auf unserm Schiff bei Nacht, wenn vom südlichen Himmel die Sternbilder in einer uns Nordländern unbekanntem feurigen Pracht

erstrahlten, und wenn vom Oberdeck ein Lied um das andere erscholl, bald ein Choral und bald ein Volkslied, bald ein patriotisches Lied, und mit dem Rauschen der Wogen seine Klänge mischte. Manchmal wurde uns sogar ein Vortrag zuteil. . . . Besonders kräftig und erquicklich kam die Geistes- und Glaubensgemeinschaft der Pilgerschar zum Ausdruck in den täglichen Morgen- und Abendandachten; unwillkürlich stimmte schon das erstemal die ganze Versammlung in das Vaterunser laut ein. Jene innere Gemeinschaft hat uns die ganze Reise überaus verschönt und erleichtert; wir konnten sie gar wohl gebrauchen gegenüber so manchen größeren und kleineren Unfällen, die einzelne von uns auf dem Schiff und nachher trafen, und zuallererst, als der Tod selbst in unsere Mitte griff und jählings ein Mitglied unserer Schar, das durch persönliche Erlebnisse und Familienbeziehungen mit Jerusalem besonders eng verbunden war, den Verlagsbuchhändler Kober von Basel, Schwiegersohn des verstorbenen Bischofs Gobat von Jerusalem, ins obere Jerusalem rief. „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ sangen wir ihm nach. Das war der tiefernste und doch nicht trostlose Eindruck, der unsere Seefahrt abschloß und unser Herz beherrschte, während vor unseren Augen im hellsten Sonnenschein A l e x a n d r i e n erschien mit seinem Mastenwald und seinem Häusermeer, links weit gestreckt, blendend weiß, des Vizekönigs Sommerschloß mit seinem Palmenwäldchen, um unser Schiff sich sammelnd eine Flottille von Kähnen voll schreiender eingeborener Schiffer, Lastträger und Krämer (selbst ein Akrobat fehlte nicht), ein beeindruckendes Bild, bei dem ich aber nicht verweilen will.“

„Die Stadt, die Alexandrien noch an Interesse übertrifft, ist Kairo. — Fürwahr ein Bild aus dem Morgenland, wie es der Abendländer bunter nicht

schauen kann — wie ein Traum ist es an uns vorübergezogen, um so traumhafter, je kürzer unser Aufenthalt dort war

Vor dem Hotel, das den vollsten europäischen Komfort gewährt, harren die Eseljungen und setzen dich fast mit Gewalt auf eines ihrer Tiere, — „ein gut Esel; schneidiger Esel; Bismarck-Esel; Caprivi-Esel; Hohenlohe-Esel“, so empfehlen sie ihre Tiere. Das Sprach- und Nachahmungstalent der Araber ist bedeutend. Kaum hatten sie gehört, daßeinigegeistliche Glieder unserer Gesellschaft sich mit dem in Norddeutschland üblichen ‚Herr Bruder‘ anredeten, so verwandelten sie ihre sonstige Begrüßung ‚Herr Baron‘ in ‚Herr Bruder‘ — ja ein Junge, dem ich auf seine Frage: ‚Wie geht es, Herr Baron?‘ erwiderte: ‚Gut, mein Sohn‘, rief mir bei einer späteren, zufälligen Begegnung triumphierend entgegen: ‚Guten Morgen, mein Sohn!‘ Sicher leitet dich dein Eseljunge oder auch der Rosselenker, dem du dich anvertraust, durch die Muski, die Hauptstraße Kairos, wo Menschen und Kamele sich stoßen, wo die Händler mit Brot, Früchten und anderen Herrlichkeiten ihre Waren unter betäubendem Geschrei, aber auch mit manch poetischer und humoristischer Wendung anbieten. So lautet eine Empfehlung der Blumenverkäufer für einen Strauß: ‚Besänftige deine Schwiegermutter!‘

Am anderen Morgen aber um 5 Uhr, nach einstündiger Fahrt durch eine prächtige Allee, genoß ich den Sonnenaufgang am Fuß der Pyramiden von Gizeh selbst; sie sind so oft beschrieben, daß ich nichts weiter über sie sagen will als das: so ungeheuer sind die Dimensionen, daß das Auge sie nicht ermißt. Ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht wüßte, daß die Pyramide des Cheops den 7fachen Flächenraum des Kölner Doms einnimmt. Hier schweift der Geist in ferne Jahrhunderte, nein Jahr-

tausende zurück, da furchtbarer Despotismus — noch lange vor der mosaischen Zeit — durch Jahrzehnte lange Fronarbeit großer Menschenscharen diese Riesenbauten aufführte — und doch sind diese Riesenbauten nicht sinnlose Steinhaufen, sind nicht edler und tiefer Gedanken bar, sind sie doch Gräber, der Mittelpunkt ganzer Gräberstraßen, Gräber, in denen der Leib des verstorbenen Königs so sorgfältig wie möglich vor allen menschlichen und Naturgewalten sollte verwahrt werden, auf daß der Geist, nachdem er allerlei Tierleiber durchwandert und seine Läuterung gewonnen, dereinst seine ursprüngliche Behausung unversehrt wiederfinde und mit ihr vereint die Unsterblichkeit erbe. So bergen diese Bauten, die das größte Produkt menschlicher Arbeit und die ungeheuerste Ansammlung der Materie zugunsten eines Leichnams darstellen, sehnsüchtige Ahnungen des ewigen Lebens und der Auferstehung. Fragend, sinnend, milde lächelnd blickt der Kopf der Sphinx neben ihnen aus dem Sand. Die volle Antwort über Zeit und Ewigkeit, die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens gewährt freilich nur der, der die Auferstehung ist und das Leben, dem einst so edle Geister in Aegypten, voran ein Origenes, huldigten, und zu dem auch heute in Kairo die palmenumrauschte evangelische Kirche weist.“

Ueber den Verlauf der Festtage erzählt Braun:

„Auf dem Muristan, dem 1869 vom Sultan dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm für die Krone Preußens geschenkten großen Trümmerfeld, wo einst zur Kreuzfahrerzeit die imposanten Baulichkeiten des Johanniterordens sich erhoben, insbesondere ihre große Marienkirche, dort ist die Erlöserkirche im engen Anschluß an den Grundriß dieser Kirche erbaut mit mächtiger Kuppel und schlankem Turm. Strahlend und heiß wie seit Monden ging die Sonne auf über dem 31. Oktober, der

als Tag der Reformation vom Kaiser für die Einweihung der Kirche gewählt war. Schon früh versammelten wir uns, etwa 100 evangelische Geistliche im Talar, ungefähr 50 Johanniter im roten Ordenskleid und schwarzen Mantel — jene die heutige evangelische Kirche vertretend, diese die Anknüpfung verkörpernd an edle Glaubens- und Liebestaten des Mittelalters —, dazu viele Offiziere und Beamte in Galauniform und die übrigen Festgäste. Durch die von der buntesten Menge bis auf die Dächer gefüllten Gassen bewegte sich, begrüßt von türkischer Militärmusik mit der ‚Wacht am Rhein‘, der Festzug, in dem auch die Frauen ihre Stelle hatten — für das Morgenland ein wunderlicher Anblick. Und nun der Kaiser in goldig blitzendem Kürasch und wallendem, weißem Tropenmantel, an seiner Seite die Kaiserin, beide wie übergossen vom tiefsten Ernst, von dem Bewußtsein der geschichtlichen Bedeutung der Stunde. — Unvergeßlich bleibt der Augenblick, als das Kaiserpaar die Kirche betrat und erst der Bläserchor, dann der Singchor der Matrosen und endlich die ganze Gemeinde das Lied anstimmte, das mächtig durch die Hallen der Kirche brauste: ‚Tochter Zion, freue dich‘. Wie der Gottesdienst verlief, ist oft geschildert worden. Das Schlußlied war gesungen, man war zu Ende, da geschah das Ueberraschende: der Kaiser schritt zum Altar, kniete nieder zum stillen Gebet, und nun erhob er sich und las mit lauter Stimme jene Rede, die in ebenso schlichter wie feierlicher Sprache das evangelische Bekenntnis vom Gottessohn und seiner Gnade mit dem Gelöbnis evangelischer Nachfolge: ‚Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen‘ verband und ausklang in der demütig-frohen Glaubenszuversicht des mit besonderem Nachdruck gesprochenen Lutherliedes: ‚Mit unsrer Macht ist nichts getan — das Feld muß er behalten‘.

Eine Art Ergänzung zu dieser Rede war die Ansprache, die ich am Tag vorher in Bethlehem in einem kleinen Kreis solcher Geistlicher, die teils im Orient wirken, teils mit dem Orient in näherer Verbindung stehen, aus dem Munde des Kaisers hören durfte, und in der die Bedeutung der christlichen Kulturarbeit im Morgenland und die Berufung gerade des Protestantismus zu ihr einen sehr lebhaften Ausdruck fand.

Einen überaus wohltuenden Abschluß gewann unsere Pilgerfahrt in Haifa, wo wir von Nazareth her am Nachmittag des 5. November eintrafen und einen Tag verweilten. — Jedes Haus der schwäbischen Kolonie bekam seine Gäste. Ich hatte die Freude, bei dem Patriarchen der Kolonie, dem 85jährigen Kaufmann Fischer aus Vaihingen/Enz, zu wohnen. Es hat etwas Ueberraschendes, plötzlich im Orient so ganz in deutscher Umgebung sich zu finden und die unverfälschtesten schwäbischen Laute ans Ohr klingen zu hören.

Der Samstagabend vereinte die ganze Gemeinde mit uns Gästen im Tempelsaal, wo religiöse und patriotische, ernste und launige Ansprachen die gehobene Stimmung zum Ausdruck brachten. Als ich einen poetischen Gruß an Haifa vorgetragen hatte, da rief eine urkräftige Männerstimme: ‚Hie gut Württemberg allewege‘, und wie entschuldigend: ‚Ich bin ja der G. von Wangen‘. . . . Ja, die Wogen der Freude gingen hoch, als wir noch lange vor der Restauration Proß im Freien zusammensaßen und in die laue Nacht ein Lied ums andere hinausklang — mit besonderer Wärme: ‚Preisend mit viel schönen Reden‘.“

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt“

Die morgenländische Reise war vorüber. Der gewohnte Pflichtenkreis umfing das Ehepaar Braun. Aber das Erlebte warnichtnureinschöner Traum, der in Erinnerungsbildern weiterlebt. Lebendige Beziehungen waren geknüpft, ein Band geschlungen, das nicht reißen wollte. Bei Braun war es kaum anders möglich, als daß dies Band in helfender Liebe bestand.

Die wachsende deutsch-evangelische Gemeinde in J a f f a brauchte dringend einen Gottesdienstraum. Durch die neuen Beziehungen, die durch die Kaiserreise mit der deutschen Mutterkirche geknüpft worden waren, ermutigt, schritt man an den Bau einer Kirche. Aber Bauen kostet Geld, und das war bei den deutschen Kolonisten, die vielfach noch um die Begründung ihrer Existenz rangen, nicht allzureichlich vorhanden. Aus dem Stadtdekanat in Stuttgart erhoffte man Hilfe. Braun hatte versprochen, sich für eine Landeskollekte in Württemberg einzusetzen.

Aber die Hoffnung war vergeblich: Der Bedürfnisse im eigenen Lande waren so viele, daß der Oberkirchenrat meinte, die Kollekte für das in der Ferne liegende Ziel nicht gewähren zu können. Aber die Gemeinde, die den Bau begonnen, durfte keinesfalls enttäuscht werden. Die durchschnittliche Summe einer Landeskollekte aus dem Privatvermögen des Ehepaars Braun ging nach Jaffa ab. Der Kirchbau schritt rüstig vorwärts. Den Spendern wurde das Versprechen abgenommen, zur Einweihung der Kirche zu kommen, die im Frühsommer 1904 in Jaffa stattfinden sollte. Voll Freude wurde das Versprechen gegeben, handelte es sich doch um einen Liebesdienst, der nicht nur der einen Gemeinde, sondern der ganzen evangelischen Kirche des Morgenlandes gehören sollte. Wie nötig hatten die verein-

samten Pfarrer auf ihren fernen Posten die Stärkung durch die Heimatkirche!

Inzwischen aber ruhte auch die Arbeit in der Heimat nicht. Es kamen die Jahre des Höhepunktes von Friedrich Brauns Wirken, vor allem in der Gustav-Adolf-Arbeit.

Im Oktober 1903 wurde ein Gustav-Adolf-Fest in Hamburg gefeiert. Es war das letzte, an dem Braun teilnehmen sollte.

Unmittelbar vor der Abreise hatte er eine Enttäuschung, die ihn aber nicht bitter machte. Er war im Begriff, zum Bahnhof zu eilen, als ein Mann in sein Zimmer trat, der dringend um Hilfe bat. Braun ging in das Nebenzimmer, um eine Gabe zu holen, achtete aber nicht darauf, daß neben Hut und Mantel seine Geldtasche lag mit dem gesamten Reise-geld und der Fahrkarte nach Hamburg. Als er zurückkam, war der Bittsteller, aber auch die Geldtasche verschwunden.

In Hamburg fanden die Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins zum größten Teil im Sagebiel-Saal statt. Es ist charakteristisch für Braun, wie er den Namen des Saales zu der humorvollen Mahnung an die Redner benutzte:

„Wer reden will bei Sagebiel,
der rede kurz und sage viel!“

In ähnlicher Weise hatte er bei einem Gustav-Adolf-Fest in Braunschweig sofort das Ohr der Versammlung, als er etwa so begann: „Es wird mir heute schwer, hier zu reden. Als ich an Ihrem Bahnhof ankam, las ich in Riesenschrift Braunschweig.“ Nun scheint mir jeder Stein auf der Straße zuzurufen: „Braun — schweig!“

Auf den 9. Mai 1904 war die Abreise nach Palästina angesetzt. Unmittelbar vorher mußte Braun noch auf eine Drahtnachricht hin nach Leipzig zu einer dringenden Entscheidung, vor der der Zentral-

ausschuß der Gustav-Adolf-Stiftung stand. Die Gemeinde Turn in Böhmen hatte es gemacht wie der Mann im Gleichnis, der einen Turm bauen wollte, aber die Kosten nicht überschlug. Nach schwerwiegenden Beratungen wurde einstimmig beschlossen, die nötige Summe zu bewilligen. Ausschlaggebend war Brauns Wort: „Wir sind zum Retten und nicht zum Richten berufen.“ Zugleich erinnerte er an das Wort Jesu: „Welcher ist unter euch, dem sein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt, und der nicht alsbald ihn herauszieht am Sabbattage?“ (Luk. 14, 5).

Und nun ist der Tag der Abreise ins Heilige Land gekommen. Auf dem Hauptbahnhof in Stuttgart hat sich ein großes Geleit für die Reisenden eingefunden. Es herrscht eine freudige Stimmung, geht es doch ins Gelobte Land mit all seinen gewaltigen, die Menschheitsgeschichte entscheidenden Erinnerungen, geht es doch zu einem freudvollen Liebesdienst! Der Stadtdekan und seine Frau stehen am Fenster und winken Abschiedsgrüße. Da stellt sich eine Schar mit Blasinstrumenten bewaffneter junger Leute auf. Es ist der Posaunenchor der Bäckervereinigung des Christlichen Vereins Junger Männer. Sie setzen die Posaunen an, und über den Bahnsteig schallt es: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir!“ Wie entspricht das so ganz der Stimmung der Reisenden! Und nun noch einmal: „So nimm denn meine Hände und führe mich, bis an mein selig Ende und ewiglich!“ Wer hätte damals geahnt, wie nahe dies selige Ende vor dem Reisenden lag, der jetzt so froh und zuversichtlich in die Ferne zog!

Das Zeichen zur Abfahrt wird gegeben. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Ein letztes Grüßen und Abschiedswinken. Die Reisenden entschwinden den Blicken. Wie wenig ahnen wir kurzsichtigen

Menschen, was schon die allernächste Zukunft bringt!

Die Reise läßt sich am schönen Maientage freundlich an. In Stuttgart war eine liebe Reisegenossin mit ihnen eingestiegen, Schwester Helene Claus-Aubelen, die Tochter eines Basler Professors der Theologie und Witwe eines schwäbischen Pfarrers, seit 1898 Oberschwester des Diakonissenhauses Riehen bei Basel. Das nächste Ziel ist Neapel, wo Riehener Schwestern ihren Dienst in dem evangelischen Krankenhause tun. Ein paar Briefe Brauns an Mutter und Schwester voll lebendiger Anschaulichkeit geben uns ein farbiges Bild der Reise. Trotz der drängenden Zeit hatte der Sohn noch unmittelbar vor der Abreise einen Abschiedsbesuch bei der alten Mutter, die ihren Lebensabend beim ältesten Sohn Paulus in Schwäbisch-Hall verbrachte, gemacht. In dem Reisebrief vom 12. Mai, dem Himmelfahrtstage, heißt es: „Dampfer Seydlitz. Während in der Heimat die Glocken der Kirche läuten, sitze ich hier im Schreib- und Lesezimmer dieses großen schwimmenden Hauses an einem bequemen Schreibtisch und lasse mein erstes sein, Dir einen Gruß von unserer Reise zu schicken. Alles ist bisher gut verlaufen . . . Die lange Eisenbahnfahrt war so gut wie möglich. Dienstag kamen wir in dem schönen Genua an.

Nach sehr guter Nachtruhe bestiegen wir gestern, Mittwoch morgen, das Schiff. Ein solches Meerschiff ist natürlich etwas ganz anderes als ein Schiff auf dem Rhein oder Bodensee . . . Wir haben eine der besten Kabinen, die eigentlich für vier Personen bestimmt ist, so daß wir vortrefflich Raum haben und die liebe Berta, statt über mir in der Höhe ihr Lager zu haben, sich ihr Bett zu ebener Erde auf dem Sofa einrichten ließ. Ein solches Schiff gibt einen ungeheuren Eindruck vom Weltverkehr, wie er dem Han-

del, der Wissenschaft und dem Reiche Gottes dient.

Unter den Passagieren sind auch ziemlich viele Engländer, die die Schiffe des „Norddeutschen Lloyd“ ihren eigenen vorziehen. Unter dem Personal sind 65 Chinesen, die teils in der Küche, teils bei den Maschinen arbeiten mit aufgebundenem Zopf, was komisch aussieht. . . .

Das Wetter ist bis jetzt herrlich. Die See ganz ruhig, so daß man kaum die Bewegung des Schiffes spürt. Aussicht fast immer auf Inseln und Teile des italienischen Festlandes, die sich im Dunst abheben von der azurblauen Meeresfläche, köstlich! Von Zeit zu Zeit sehen wir ein Segelschiff, einen Vogel. Heute nachmittag werden wir im schönen Neapel sein. Unser Geistesauge aber sieht Dich, liebe Mutter, inmitten der Teuren alle, wie Du Dir diesen Brief vorlesen läßt voll Liebe und Fürbitte für uns.

Wir schauen empor, hinein in die unsichtbare Welt zu unserem hochgelobten Erlöser, dessen Wort und Segen uns begleitet, und dessen Herrlichkeit der heutige Festtag predigt, dessen Ehre unsere Reise dient.“

Einige Tage später schreibt er der Schwester: „Wir können bis jetzt nur mit Freude, Lob und Dank über den Verlauf der Seereise berichten. Die letzte Partie von Neapel mit dem Blick auf die Inseln Ischia und Procida, etwas ferner im blauen Dunst Capri, vor uns das Häusermeer von Neapel, dahinter der Posilip mit wilden Palmen, Zypressen, Orangen und der Vesuv, dem von Zeit zu Zeit Rauchwölkchen entsteigen. Ganz unbeschreiblich schön! Während Frau Oberin Helene von fünf Diakonissen mit Blumen begrüßt wird und ins deutsche Krankenhaus fährt und Römers auf dem Schiff blieben, machten wir mit dem jungen Pfarrer Thilo, der nach Bethlehem geht, eine entzückend schöne Spazierfahrt zu dem Posilip, wobei nur die Unverschämtheit und Lügenhaftigkeit

des Führers die Prosa in den poetischen Zauber goß. Von dem Pöbel in Neapel und seiner schreienden Zudringlichkeit macht man sich kaum eine Vorstellung. Wir atmeten gänzlich auf, als wir im Aquarium deutschen Boden betraten. . . Nachmittags machten wir eine Fahrt in das deutsche, von Diakonissen aus Riehen geleitete Hospital, wo wir mit Frau Oberin Helene zusammentrafen und uns des Zusammenseins mit den Schwestern und der schönen Aussicht von ihrem Dach und der duftigen frischen Erdbeeren auf ihrem gastlichen Tisch freuten. Auch mehrere Kranke besuchten wir. . . . Abends war es schon stockdunkel, als eine Droschke uns zum Hafen und zu unserem „Seydlitz“ zurückbrachte. Gestern passierten wir Sizilien, hatten wundervolle Blicke auf die Ligurischen Inseln, auf Messina, Regia, Scilla, Aetna in Wolken und nahmen von Europa Abschied, um nun vollends ohne Land weiterzufahren bis Port Said. Das Wetter ist wieder ganz schön geworden. Die See strahlt im tiefsten Blau, beglänzt von Sonnenschein, und wir führen schlafend, essend, plaudernd, auf dem breiten Deck promenierend ein Schlaffenleben, das mir so gut tut, daß ich nun drei Nächte trefflich geschlafen habe, tief und lang. Einige Schwalben und eine buntgefiederte Taube gaben dem Schiffe das Geleit, gleichsam eine Verbindung mit dem Festlande. Morgen, Sonntagvormittag, halte ich Gottesdienst. Montag kommen wir nach Port Said.“

Auch die Weiterfahrt von Aegypten nach Jaffa verlief günstig. Dort gab es allerdings eine Enttäuschung. Die Kirchenfenster waren zu spät eingetroffen, und die Einweihung mußte verschoben werden. Die Zwischenzeit wollten Brauns in Jerusalem verleben, wo auch noch eine ganze Reihe von Aufgaben auf ihn wartete.

Ueber diese Tage schreibt Mutter Helene Claus-

Auberlen: „Mit Freude gab sich der liebe Freund gleich in Jaffa der Begrüßung der evangelischen Herde und Herdlein in Tempel (Die Hoffmannsche Tempelgemeinde) und Kirche hin, von allen willkommen geheißen und so auch in Jerusalem, wo er gleich am ersten Abend vom Propst Bussmann und von dessen bisherigem und künftigem Hilfsprediger begrüßt und für den Gemeindeabend am Donnerstag um einen Vortrag und um die Sonntagspredigt in der Erlöserkirche gebeten wurde, was er alles freudig und freundlich zusagte. Am Mittwoch wurde gleich frühmorgens mit all den Herren und uns beiden eine Wagenfahrt nach Betschala gemacht. . . . Von da ins armenische Waisenhaus, wo unser Reisegefährte Pastor Thilo nun in Arbeit steht. Dort aßen wir zu Mittag, nachdem wir vom Posaunenchor der Zöglinge mit einigen Liedern begrüßt worden waren. Nachmittags gings nach Bethlehem in einige Schulen und in eine Frauenversammlung, die ganz rührend anzusehen war. Sie wird von einer Schwester geleitet, und ein eingeborener Prediger hielt eine biblische Ansprache. Die Frauen sitzen in ihrer landesüblichen bethlehemitischen Tracht mit weißen Kopftüchern auf Matten am Boden mit einer Näharbeit in großer Zahl auf engem Raum. Sie hatten große Freude an dem Besuch. Von da gingen die Herren nach Beth Sahur, wo man das Hirtenfeld annimmt. Uns rieten sie ab, mitzugehen, man könnte nicht fahren. Die Heimfahrt war noch sehr schön im Abendschein. Herr Stadtdekan saß mit den Herren, mit denen er viel zu besprechen hatte, im andern Wagen. Am andern Morgen war es ihm schon nicht sehr gut. Doch als Pfarrer Römer kam, ging er mit ihm in die Grabeskirche. Nachher machte er noch einige Besuche. Zum Mittagessen sah ich, daß er sich sehr wenig wohl fühlte. Berta sah es auch mit steigender Sorge. So ruhte er sich nachmittags aus, und

abends ging man in den Gemeindeabend, den er mit trefflichem Vortrag beschenkte."

Aus diesen Tagen traf in Schwäbisch Hall eine Karte von Friedrich Braun ein. Sie zeigt den romantischen Eingang zum Johanniterhospiz, das den Reisenden für die Zeit in Jerusalem eine freundliche Herberge bot. Da heißt es: „Am Montag hier angekommen, nachdem wir die neue Kolonie Wilhelma besucht hatten. Es geht uns sehr gut. Wir sind von Liebe und Aufmerksamkeit wie getragen. Gestern abend Mondscheinfahrt, beziehungsweise bei mir Ritt über den Oelberg. Heute Bethlehem. Kirchweih in Jaffa am 5. Juni. Ich schreibe bald ausführlicher.“

Dies ist das letzte direkte Lebenszeichen von Braun aus Palästina. Zu dem ausführlicheren Brief sollte es nicht mehr kommen. Wie ganz anders waren doch diesmal wieder Gottes Gedanken als unsere gut gemeinten menschlichen Pläne und Absichten! Der Ausflug nach dem Oelberg unter der zauberhaften Beleuchtung des morgenländischen Mondscheins sollte die letzte gemeinsame Unternehmung sein. Obwohl sich Friedrich Braun am Donnerstag schon nicht wohl fühlte und den Nachmittag ruhen mußte, hielt er am Abend einen Vortrag über die evangelische Bewegung in Oesterreich auf dem Gemeindeabend mit gewohnter Frische und Anschaulichkeit. Niemand konnte etwas von der schweren Krankheit ahnen, die schon in den nächsten Stunden zum Ausbruch kommen sollte. Es war die böseste Form der roten Ruhr. Seit jenem schweren Typhus im Jahre 1870 waren seine Unterleibsorgane geschwächt, und er hätte mehr Rücksicht darauf nehmen müssen. Er hat es zuweilen als kleine Entbehrung empfunden, wenn er andere fröhlich große Mengen Obst vertilgen sah und selbst dabei nur Zuschauer sein durfte. In Aegypten hatten ihm Datteln köstlich gemundet. Der Arzt meinte, daß wohl schon da der Beginn der

Infektion gelegen habe. In Bethlehem hatten die Gastfreunde die Reisenden mit Limonaden und Obst erquickt, was an dem glutheißen Tage, an dem an Braun an Besuchen und Besichtigungen die größten Anforderungen gestellt wurden, eine wohlthuende Erquickung war. Daß in dieser Erquickung der Tod lauerte, hatte niemand geahnt.

Von Anfang an geschah alles nur Denkbare, um dem Kranken das Leiden zu erleichtern und die Kräfte aufrechtzuerhalten. Der Arzt hatte es für angebracht gehalten, ihn ins Krankenhaus überzuführen. Aber es gab keine Möglichkeit, da auch das letzte Bett besetzt war. Wie dankbar war Frau Berta Braun dafür! Nun konnte sie den geliebten Kranken ganz für sich behalten und ihm selbst alle nötigen Liebesdienste erweisen. Drei Tage und drei Nächte ist sie kaum von seinem Bett gewichen, nur dann und wann abgelöst von Kaiserswerther Diakonissen, die jederzeit zur Pflege mit Freuden zur Verfügung standen.

Ueber den Verlauf der Krankheit und die letzten Stunden hören wir am liebsten, was Frau Braun selbst an die Mutter und Geschwister in Schwäbisch Hall schreibt: „Trotz des ernstesten Auftretens der Krankheit hatte der Arzt anfangs gehofft, daß der Kranke zum 5. Juni wieder so wohl sein würde, daß die Einweihung in Jaffa stattfinden könnte. Da trat auf einmal eine große Herzschwäche ein infolge des durch die Infektion erkrankten Blutes. Der treue Arzt versuchte Mittel um Mittel (Kampferspritzen und Kochsalzlösungen) und blieb selbst stundenlang da. Die Schwestern halfen in der Pflege, und Frau Beier, die liebe Hausmutter (eine frühere Kaiserswerther Diakonisse), war immer bereit, mit kräftiger Nahrung, guter Milch, Tee und Schleim die Anweisungen des Arztes auszuführen. Sonntagabend war der teure Kranke fast fieberfrei. Aber die

Schwäche nahm zu. Der Arzt war am Montagmorgen sehr bedenklich. Er machte Einspritzungen, aber ohne wesentlichen Erfolg, nur daß der Kranke mehr Ruhe fand. Montagnachmittag kamen Römers, und wir feierten das heilige Abendmahl. Mein lieber Mann war bei vollem Bewußtsein und sagte auf meine Frage, ob ihm die Feier eine Stärkung gebracht: ‚O ja, es war herrlich!‘ Gern wäre er wieder gesund geworden. Aber als er auf seine Frage an den Arzt: ‚Steht es ernst mit mir?‘ eine bejahende Antwort bekam, war er still und konnte sich wie ein Kind in die Hand seines himmlischen Vaters legen. Manchen Vers fing er an, und wir konnten ihn vollenden. ‚Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.‘ Das war sein Vermächtnis an mich. Die Nacht von Montag auf Dienstag war der Arzt mit mir an seinem Bett und suchte ihm zu erleichtern, was er nur konnte. Der teure Kranke war auch wirklich ruhiger geworden. Er schlummerte viel, und um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr stand sein teures Leben still. Wie mir um das Herz war, kann ich nicht schreiben; aber mit Dank darf ich es bekennen, daß Gottes Kraft in mir mächtig war. Ich konnte weinen, aber nicht als solche, die keine Hoffnung haben. Liebe Mutter, liebe Geschwister, behaltet mich in Eurer Fürbitte!“

Mutter Helene schreibt über die letzten Stunden: „Berta stand ihm treu und stark bei. Es war sehr schön. Ich hoffe, er hat es auch noch gehört, wie sie über ihm und mit ihm sprach und betete . . . Als wir sahen, daß das Ende zu erwarten war, schickten wir Botschaft in das Syrische Waisenhaus. Einige Freunde kamen denn auch mit Pfarrer Schneller, der uns sehr lieb ist. Aber bei dem weiten Wege kamen sie doch zu spät. Zuerst war nur Berta bei ihm. Dann gingen wir mit den drei Freunden hinein. Der liebe

Schneller sprach ein Gebet. Es war friedvoll und wohltuend. Und draußen ging über dem Oelberg die Sonne auf, als alles vollendet war.“

Was der folgende Tag für die Witwe bedeutete — wir können es kaum ermessen. Nach dem Gesetz des Landes mußte die Beerdigung noch am gleichen Tage stattfinden. Wie wunderbar war es, daß er so nahe von der Stelle ruhen sollte, wo auch sein Heiland in der Erde gelegen und sie eingeweiht hatte zum großen Tage der Auferstehung!

Ueber die Beerdigung schrieb Mutter Helene: „Die Herren Propst Bussmann und Konsul Benzinger und andere ordneten alles Aeußere für die Beerdigung und den Gottesdienst an, und so konnten Berta und ich doch noch ein wenig still oben sein. . . . Um fünf Uhr war der Gottesdienst in der Erlöserkirche, wo der Sarg zwischen Kanzel und Altar aufgestellt wurde. Der Weg durch die engen Gassen war nicht ganz leicht. Voran schritten die Konsulatskawassen. Dann vor dem Sarg die Geistlichen im Talar. Der Gottesdienst war sehr schön, sehr feierlich. Auch die Feier auf dem Friedhof auf Zion, wo noch viele Ansprachen gehalten wurden. Das ‚Jerusalem, du hochgebaute Stadt‘ empfing uns beim Eintritt in den Friedhof, nun auch den Abschiedschoral des Jünglingsvereins in Stuttgart wie eine erfüllte Weissagung auslösend.“

„Auf dem Zion legten wir das teure Samenkorn in die Erde“, schreibt Frau Berta Braun. „Der Bläserchor vom Syrischen Waisenhaus begleitete den Gesang: ‚Christus, der ist mein Leben und Sterben mein Gewinn‘, ‚Ruht wohl, ihr Totenbeine‘, ‚Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Leib‘, sangen wir. Es war mir ein Schmerz, daß Ihr Lieben nicht mit mir wart. . . Wir wohnen jetzt bei Propst Bussmanns, die mit andern wetteifern, mir zu erleichtern,

was sie können. So darf ich die Liebe meines teuren Mannes alle Tage noch spüren."

Und nun in Stuttgart! Wohl selten hat eine Todesnachricht ein so allgemeines schmerzliches Echo ausgelöst wie die, welche noch am Todestag, dem 31. Mai, aus Jerusalem gekommen war. Es war wie ein Aufschrei in der ganzen Stadt: Unser Stadtdekan kehrt nicht mehr zu uns zurück! Es war, als hätte er einem jeden von ihnen gehört. Der König telegraphierte nach Schwäbisch-Hall: „Tieferschüttert durch den überraschenden Heimgang Ihres Herrn Bruders, des mir so nahestehenden, um Stadt und Land so hochverdienten Mannes, spreche ich Ihnen mein innigstes und wärmstes Beileid aus, Ich werde ihm allezeit ein treues, dankbares Gedenken bewahren.“ Und die Kinder der Schule, denen er Kirchengeschichts-Stunden gegeben, baten den Schulleiter um die Erlaubnis, eine Sammlung zu veranstalten für ein Liebeswerk in Jerusalem, da sie keinen Kranz auf das Grab des geliebten Lehrers legen konnten. Der Präsident des Zentralausschusses der Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig widmete dem verdienten Bannerträger der Gustav-Adolf-Stiftung auf der Hauptversammlung in Heidelberg einen ehrenvollen Nachruf, in dem es heißt:

„Eine tiefe, schmerzende Wunde ist dem Gustav-Adolf-Verein geschlagen durch den Tod seines teuren, unvergeßlichen Oberkonsistorialrats Stadtdekan Dr. von Braun. Er war uns ein Schatz, uns von Gott gegeben, eine Kraft, unersetzlich nach Menschengedanken; ein Mann, der mit dem Zauber seines Wesens uns allen das Herz abgewonnen hat, und dessen Herz so heiß schlug für alles, was evangelisch heißt im deutschen Vaterlande und auf dem Erdenrund; ein Bekenner seines Heilands von ungefärbtem Glauben, eine evangelische Persönlichkeit, tief gewurzelt und von ökumenischer Weitherzigkeit,

ein Arbeiter im Weinberg wie wenige. Wie wird er uns fehlen in den Sitzungen des Zentralvorstandes mit seinem gereiften Urteil und Rat! Wie uns fehlen in unseren Volksversammlungen mit seinem sprühenden Humor, seinem heiligen Ernst, seiner warmen Innigkeit! Wie seine helfende Hand spürbar fehlen in so mancher Sorgenkammer der Diaspora! Wir beugen uns demütig unter Gottes allzeit heiligen Willen und danken dem Herrn für all das, was er uns in dem heimgegangenen Freunde durch lange Jahre gegeben hat, auch für das ihm geschenkte glaubensfreudige Sterben.“

Und der Schriftleiter der sozialdemokratischen Zeitung in Stuttgart setzte sich hin und schrieb warme Worte der Würdigung, wie er sie wohl nie für einen Pfarrer gefunden. Und erst die Vereine und Anstalten, denen seine Liebe und seine helfende Anteilnahme gehörte! Die jungen Männer erklärten: Er war unser. Wer hat uns sonst solch ein väterliches Verstehen, solch eine fördernde und aufbauende Teilnahme entgegengebracht! Und die Leute des Gustav-Adolf-Vereins in Württemberg sagten: Erst recht aber war er der Unsere. Wie ist unser Werk aufgeblüht unter seiner Leitung! Wie wußte eine jede Gemeinde der Diaspora sich von ihm betreut und gefördert! Wie kannten wir alle in ihm den nie versagenden Helfer! Und all die unzähligen einzelnen seiner Gemeindeglieder, die es wußten, daß sie mit Anliegen und Nöten innerer und äußerer Art jederzeit zu ihm kommen durften, und die Hörer seiner Predigten, die von ihm Sonntags klare und kraftvolle Wegweisung empfingen, eine jede Gemeinde meinte, Anteil an ihm gehabt zu haben, ein jeder empfand sein Scheiden als einen ganz persönlichen und unersetzlichen Verlust. Von einer so allgemeinen Trauer Tausender und Aber-

tausender ist wohl selten das Andenken eines Geschiedenen begleitet gewesen.

Was war die Ursache? Wir dürfen es wohl in einem Worte sagen: es war die Ernte aus der Liebessaat, die er aus ungeteiltem Herzen und mit vollen Händen ausgestreut. In seltener Weise war an ihm zu sehen, was es um ein Leben ist, in dem des Paulus Mahnung befolgt wird: „Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern ist!“ Auf das, was des Andern ist, hat er gesehen in seiner Seelsorge, indem er Zeit für den Andern hatte und seine Anliegen auf das Herz nahm, als wären es die eigenen. Auf das, was des Andern ist, hat er gesehen in seiner Predigt, indem er sich auf den Standpunkt seiner Gemeindeglieder stellte, so daß viele das fanden, was sie gerade in ihrer Lage bedurften. Auf das, was des Andern ist, hat er gesehen in der sozialen Frage, indem er nicht verurteilte, sondern verstehen wollte und nach Wegen der Hilfe suchte. Auf das, was des Andern ist, hat er gesehen im Blick auf die Gemeinden in der Diaspora, die von der Heimat bis nach Oesterreich, von Südamerika bis zum Heiligen Land ihren helfenden Freund in ihm fanden. Das, was des Andern ist, hat er auch gesehen in seiner ökumenischen Weitherzigkeit, in der er bei festem Verwurzelte sein im Bekenntnis seiner Kirche doch die Arme weit auftun konnte zu den Brüdern, die eine andere Seite der Wahrheit in den Vordergrund stellten.

So war er ein Christ, in dessen Sein und Wesen sich etwas von dem Bilde des Herrn, dem er diente, spiegelte, und so kann er uns noch heute trotz des grundstürzenden Wandels unserer Zeit Wegweiser und Vorbild sein, ein Hochwegwanderer, der uns den Weg zur Höhe, zur „hochgebauten Stadt“ unseres Gottes weist.

ZWEI BÜCHER FÜR DIE JUGEND

Margot Witte

Wie geht es weiter?

Wir fragen – Gott antwortet

Mit einem Geleitwort von

D. Dr. Reinold von Thadden-Trleglaff

Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages

112 Seiten. Kartoniert DM 2.—

Dieses frisch und lebendig geschriebene Büchlein wendet sich vornehmlich an den jungen Menschen unserer Zeit. Der missionarische Gedanke und die innere Verpflichtung, das Evangelium weiterzusagen, brechen überall durch. Aber auch die Liebe einer feinen, die Gegenwart deutlich sehenden Frau mit einem warmen Herzen, das allen Fragen und Nöten einer verwandelten Zeit offen ist, spricht aus den Zeilen. Besonders junge Menschen unserer Tage werden aus diesen lebensnahen Zeugnissen den Anruf Gottes hören und Wegweisung empfangen in ihrem unruhigen Suchen nach einem erfüllten Leben.

„Fast ein Kriminalroman“

So lautet der Untertitel des neuen Jugendbuches von

Philipp Krämer

Das Leben winkt mir in Berlin

191 Seiten, mit vierfarbigem Schutzumschlag

Kart. DM 3.50 · Halbleinen DM 4.80

Dieses Buch ist ein Treffer. Krämer kennt die alten und ewig neuen Probleme und Gefahrenstellen junger Menschen. Er schildert sie in lebendiger, realistischer Sprache. Weder die Handlung noch die Philosophie noch das klare Evangeliumszeugnis kommen zu kurz. Die Geschichte selbst spielt nach dem Ersten Weltkrieg und läßt einen gläubigen Kellner zum entscheidenden Wegweiser für einen Studenten werden.

(„Mitarbeiterhilfe“)

Brunnen-Verlag, Gießen und Basel

HISTORISCHE ERZÄHLUNGEN VON ERNST SCHREINER

Die Harfe der Hugenottin

Eine geschichtliche Erzählung

15.—19. Tausend, 248 Seiten, Ganzleinen DM 5.80

Die Heldengeschichte der Evangelischen in Frankreich bis hin zu den Greueln der Bartholomäusnacht (1572) wird in dem unglücklichen Schicksal eines jungen Hugenottenpaares gezeichnet, das auf jenem finsternen Hintergrund die Treue und Geduld seines Glaubens bewährt. So ist dieses Einzelschicksal ein Beispiel echten Glaubens geworden, das auch heute noch die reifere Jugend ansprechen wird.

(„Für Arbeit und Besinnung“)

Die Meistergeige

Eine geschichtliche Erzählung aus den Tagen Savonarolas

4. Auflage, 221 Seiten, Ganzleinen DM 5.80

Auf Grund eingehender Studien hat uns Schreiner hier etwas ganz Treffliches geschenkt. Die farbenprächtige Schilderung von Florenz bildet nur den Hintergrund zu der gewaltigen Gestalt Savonarolas in ihrem Leben, Werk und Tod. Mit psychologischer Feinheit ist die anziehende und abstoßende Wirkung seines Auftretens auf die verschiedenartigsten Menschen gezeichnet. Das Buch verbindet mit formvollendeter Sprache eine dramatische Handlung, die bis zuletzt den Leser in starker Spannung hält. Wegen seines inneren Gehalts muß das Buch als ein glaubenstärkendes und gewissenweckendes angesprochen werden.

(„Sonntagsfreude“)

Brunnen-Verlag, Bielefeld und Basel

WERTVOLLE LEBENSBLDER

Im Kreuz hoffe und siege ich
Lebenserinnerungen von Ada v. Krusenstjerna,
geborene Fürstin Barclay de Tolly-Weymann
6. Auflage, 243 Seiten, Halbkolor DM 6.50

Eines der wertvollsten Frauenlebensbilder, das uns das Ringen um die Nachfolge Jesu im Glanz des alten Rußland, im Dienste der Gemeinde in Deutschland und Schweden und in viel persönlichem Leiden zeigt. Lic. Th. Brandt

Johann Christoph Blumhardt
Von Siegfried Fündel +

15. Auflage (67.—69. Tausend), 330 Seiten, Ganzleinen DM 9.50

Das Lebensbild eines Mannes, der wie kein anderer dazu berufen ist, uns in der innersten Not zu Hilfe zu kommen. Der Hauptgewinn, den der Leser von der Lektüre dieses Buches haben wird, ist der, daß er von der Realität der oberen Welt und ihrem Hereingreifen in diese unsere Welt einen überwältigenden Eindruck bekommt. („Evang. Worte“)

**Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem
Dienst am Evangelium**

Von D. Walter Michaëlis

2., durchgesehene und erweiterte Auflage, 207 Seiten, Halbleinen DM 5.80

Das Buch ist einerseits weniger als eine Selbstbiographie, andererseits sehr viel mehr, nämlich ein Beitrag zur Kirchengeschichte etwa der letzten 80 Jahre. Das Thema dieses Lebens und dieses Buches ist das Verhältnis von Kirche und Gemeinschaft, für deren positives Verhältnis zueinander Walter Michaëlis, der langjährige Vorsitzende des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, sich einsetzte. („Buchberater“)

Mutter

Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat
Von Emmy Veiel-Rappard

9. Aufl. (66.—71. Tsd.), 308 Seiten, Halbkolor DM 7.—, Ganzleinen DM 7.50

Dieses vielgelesene Lebensbild, mit viel Liebe einst von der Hand der Tochter geschrieben, schildert den Lebensweg der Bischofstochter von Jerusalem, deren Hauptwirkungsstätte dann St. Chrischona bei Basel wurde. Der Leser begegnet einer edlen Frau voller Innerlichkeit, Herzengüte und Mütterlichkeit. („Für Arbeit und Besinnung“)

Brunnen-Verlag, Gießen und Basel

BUCHER VON OTTO FUNCKE

Die Fußspuren Gottes in meinem Lebensweg

Neubearbeitet von Friedrich Seebaß

28. Auflage (86.—89. Tausend). 312 Seiten.
Halbleinen DM 8.50 · Halbleder DM 9.50

Dies Buch gehört zweifellos zu den wenigen, die weit über die Zeit ihrer Entstehung hinaus auch heute noch etwas zu sagen haben. Und weil das Ganze in naturhaft sprudelnder Frische und Echtheit geschrieben ist, trifft es den Leser mit der überführenden Kraft der Wahrheit, die sich selbst bezeugt. Sup. Lic. Th. Brandt

Der Weg nach Hause

Geschichten und Gedanken

15.—18. Tausend, 189 Seiten, Ganzleinen DM 6.50

Mit Otto Funcke auf Reisen

Erlebte Geschichten daheim und draußen

27.—31. Tausend, 168 Seiten, Halbleinen DM 4.80

Wie man glücklich wird und glücklich macht

Geschichten und Erfahrungen

37.—43. Tausend, 160 Seiten, Halbleinen DM 4.80

Vademecum für junge und alte Eheleute

22.—24. Tausend, 335 Seiten, Ganzleinen DM 8.—

Funckes Werke haben einen bleibenden Wert. Sie sind in vielen Hunderttausenden von Exemplaren erschienen und in sieben Sprachen übersetzt. Aus reicher seelsorgerischer Erfahrung, mit viel Menschenkenntnis und köstlichem Humor zeigt der Verfasser seine Kunst, im Plaudern das Tiefste zu sagen. Die Sprache ist lebendig und fesselnd. Funckes Bücher gehören zweifellos zu den besten der christlichen Literatur.

Neunnen-Verlag GmbH, · Gießen / Basel

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blicherweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 **Bodelschwingh.** Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Ernst Senf. 80 S.
- 2 **Pastor Wilhelm Busch.** Ein fröhlicher Christ. Von Wilhelm Busch. 76 S.
- 3 **Johann Christoph Blumhardt.** Von Alo Münch. 96 S.
- 4 **Carl Hilty.** Ein Freund Gottes. Von Friedrich Seebaß. 76 S.
- 5 **Samuel Keller.** Gottes Werk und Werkzeug. Von Ernst Bunke. 87 S.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte.** Von Marg. Wurmb v. Zink. 80 S.
- 7/8 **Matthias Claudius.** Der Wandsbeker Bote. Von Friedrich Seebaß. 115 S.
- 9/10 **Mathilda Wrede.** Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling.** Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- 12/13 **Paul Gerhardt.** Der Sänger der evangelischen Christenheit. Von Friedrich Seebaß. 112 S.
- 14 **Johann Sebastian Bach.** Der Thomaskantor. Von Friedrich Seebaß. 72 S.
- 15 **Schwester Eva von Tiele-Winckler.** Die Mutter der Ver einsamen. Von Alfred Roth. 80 S.
- 16/17 **D. Otto Funcke.** Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Arno Pagel. 112 S.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa.** Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S.
- 20 **Curt von Knobelsdorff.** Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 21 **Henriette Freiin von Seckendorff - Gutend.** Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von Heinrich Petri. 80 S.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels.** Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Arno Pagel. 104 S.

Band

- 24 **Elias Schrenk.** Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
 - 25/26 **Markus Hauser.** Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. 96 S.
 - 27/28 **Ludwig Richter.** Künstler und Christ. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
 - 29/30 **Ludwig Hofacker.** Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Arno Pagel. 104 S.
 - 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Flschbach.** Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Arno Pagel. 96 S.
 - 33/34 **Johann Friedrich Oberlin.** Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
 - 35/36 **Franziskus von Assisi.** Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
 - 37 **C. H. Spurgeon.** Prediger von Gottes Gnade. Von Ernst Bunke. 86 S.
 - 38 **D. Walter Michaelis.** Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
 - 39 **Pestalozzi.** Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von Otto Eberhard. 88 S.
 - 40 **J. Hudson Taylor.** Sein Werk und seine Missionsmethoden. Von Friedhelm Rudersdorf. 80 S.
 - 41/42 **Carl Heinrich Rappard.** Ein Zeuge Jesu Christi. Von Ernst Bunke. 96 S.
 - 43/44 **Hans Nielsen Hauge.** Ein Wandersmann Gottes. Von Alfred Hauge. 112 S.
 - 45 **Johann Albrecht Bengel.** Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
 - 46/47 **Friedrich Braun.** Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. Von Anna Katterfeld und Wilhelm Ilgenstein. 112 S.
-
-